



Vorwort

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

in unserer Redaktion geht es demokratisch zu. Als wir daher brainstormten, welches Oberthema wir für das nächste Printmagazin wählen, kristallisierten sich zwei Favoriten heraus: Kinder oder Tiere. Ich als Tierliebhaberin hätte entspannt den einfachen Weg wählen können, aber ich dachte: Geh dorthin, wo die Angst ist. „Kinder“ ist genau das richtige Thema für mich als Chefredakteurin. Denn was mir persönlich ganz wichtig ist: Dass wir Kinder nicht aus einem westlich-verklärten Blick romantisieren. Kinder zu haben, muss genauso okay sein, wie keine bekommen zu wollen. Kinder sollten nicht an die Macht, wie Grönemeyer singt, aber sie und ihre Zukunft sollten auch nicht machtlos den Entscheidungen Erwachsener ausgeliefert sein. Ein Anstieg der Geburtenrate ist vielleicht in Deutschland eine Good News – im Globalen Süden hingegen weniger.

Ich wollte, dass dieses Magazin aus verschiedenen Blickwinkeln auf dieses Dauerthema in der Gesellschaft schaut. Und das ist uns hoffentlich gelungen. Wir sprechen mit Geburtshelferinnen von „Ärzte ohne Grenzen“ und schauen uns an, was Kinder Geniales erfunden haben. Wir zeigen, dass auch Männer postnatale Depressionen bekommen können oder wie schwer es ist, sich als erwachsene Frau in Deutschland sterilisieren lassen zu wollen. Der Wandel, den das Männerbild durchmacht, wird genauso untersucht wie die Entwicklung in der Welt der Kinderbücher. Kindernachrichten, Kinderparlamente und alternative Familienkonzepte sind bei uns im Gespräch – ebenso wie TV-Moderator Ralph Caspers. Nichts zeigt diesen differenzierten Blick auf Kinder so gut wie unsere Fotostrecke – weltweit zeigen Kinder ihre Lieblingsspielzeuge und eröffnen damit hoffentlich ganz neue Perspektiven.

Dank all dieser Themen ist das Magazin hoffentlich genauso komplex, bunt, interessant und faszinierend wie seine Thematik. Dass es das wurde, ist all den großen Kindern im *Good News Magazin* zu verdanken. Die alle mit einer Deadline kämpften, obwohl sie lieber ein Eis essen wollten. Die in die Tasten hauten, statt auf die Kleckerburg. Und die mit hochkomplexen Programmen malten, statt mit Kreidestift auf der Straße. Ich danke euch allen – und bin stolz, dass wir zusammen schon unser viertes Magazin auf den Markt gebracht haben! Darauf gönnen wir uns jetzt alle ein Eis.

Viktoria

Inhaltsverzeichnis

Good News für Kinder

4-6

Stellenanzeige

7

Aus den Kinderschuhen

8-11

Wenn Familien neue Wege gehen

12-15

Von wegen politikverdrossen!

16-18

**Ein Wandel: Kinderbücher im
Laufe der Zeit**

19-23

**„Ich wünsche mir, dass wir die
Mädchen nicht allein lassen.“**

24-27

**Tabuthema Sterilisation: Die
Selbstbestimmung über den
eigenen Körper ist wichtig**

28-32

Wie geht es eigentlich Papa?

33-35

Ein Abenteuer fürs Leben

68-71

Fühlt sich wie Kindheit an

36-37

„Awareness ist ein Prozess“

72-75

Mein Lieblingsspielzeug ist ein Stein

42-47

Was meinen Sie: Können Erwachsene von Kindern lernen?

76-79

Eine Theaterbühne für die Menschlichkeit

38-41

Klimaschutz hat kein Mindestalter

80-85

Meine Zeit bei Unicef

48-51

Kinderjournalismus, der bessere Journalismus?

52-55

Lasst uns positive Geburtsgeschichten erzählen

86-89

Mann, ist das kompliziert?

56-61

Ausmalbilder und Suchbild

90-91

Geburtshilfe leisten, wo sie am nötigsten ist

62-67

Impressum

92

Best of

Good News für Kinder



In den vergangenen Monaten haben wir in der Online-Ausgabe des *Good News Magazins* über wunderbare Neuigkeiten für Kinder aus aller Welt berichtet. Schuhe, sinkende Kindersterblichkeit, LEGO, Gesundheit: Die News sind genauso vielfältig, wie es Kinder sind.

Viktoria Franke

Illustrationen: Giulia Grünke

Kindersterblichkeit seit 2000 erheblich gesunken



Neue Daten der *Vereinten Nationen* zeigen, dass seit 2000 das Sterberisiko bei Kindern in allen Altersgruppen weltweit gesunken ist.

Jüngste Schätzungen der *Inter-agency Group for Child Mortality Estimation* der *Vereinten Nationen* zeigen positive Ergebnisse: Die Rate der Kindersterblichkeit bei Kindern unter fünf Jahren ist seit Anfang des Jahrhunderts weltweit um 50 Prozent gesunken, die bei älteren Kindern und Jugendlichen um 36 Prozent und die Rate der Totgeburten um 35 Prozent. Diese Erfolge seien auf die verstärkten Investitionen in die Stärkung der primären Gesundheitssysteme zum Wohle von Frauen, Kindern und Jugendlichen zurückzuführen.

Kindersterblichkeitsrate seit 1990

Die Überlebenschancen von Kindern sind nach wie vor sehr unterschiedlich, je nachdem, wo sie geboren werden. Berichte zeigen, dass Afrika südlich der Sahara und das südliche Asien am stärksten bedroht sind. Obwohl in Afrika südlich der Sahara nur 29 Prozent der weltweiten Lebendgeburten stattfanden, entfielen im Jahr 2021 56 Prozent aller Todesfälle bei Kindern unter fünf Jahren auf diese Region, in Südasien waren es 26 Prozent der Gesamtzahl. Kinder, die in afrikanischen Ländern südlich der Sahara geboren werden, sind weltweit dem höchsten Risiko ausgesetzt, im Kindesalter zu sterben – 15-mal höher als das Risiko für Kinder in Europa und Nordamerika. Doch auch hier zeigen sich Fortschritte: 1990 starben noch 181 von 1.000 Kindern vor ihrem fünften Lebensjahr, 2021 lag die Zahl bei 73.

Kopfhörer heilen mit Blaulicht Mittelohrentzündungen

Die 14-jährige Leanne Fan aus San Diego, Kalifornien hat den sogenannten *Finsen-Kopfhörer* entwickelt, der mittels maschinellem Lernen und Blaulichttherapie Mittelohrentzündungen bei Kindern erkennt und behandelt. Bis zu 60 Prozent der Hörverluste bei Kindern könnten damit verhindert werden.

Mit ihrem Projekt bewarb sich Leanne bei der *3M Young Scientist Challenge* – und erhielt als Finalistin hochrangige Unterstützung von Dr. Ross Behling, Forschungsspezialist des US-amerikanischen Technologiekonzerns *3M*.

Gemeinsam mit Leanne arbeitete er seit Sommer 2022 daran, aus einem groben Konzept einen ersten Prototyp zu entwickeln. Als Gewinnerin des Wettbewerbs erhielt sie neben dem prestigeträchtigen Titel *America's Top Young Scientist* eine Reise sowie 25.000 Dollar Preisgeld. Einen Teil davon will Leanne nach eigenen Angaben für die Patentierung ihrer Kopfhörer verwenden.

Ihre *Finsen-Kopfhörer* könnten eine Lösung für ein weitverbreitetes Problem sein. Jedes Jahr erkrankt jede zehnte Person weltweit an einer Mittelohrentzündung, fast 21.000 Menschen sterben daran. Zu den Betroffenen zählen insbesondere Kinder aus unterprivilegierten Bevölkerungsschichten, denen es an entsprechender medizinischer Versorgung fehlt. Leannes Erfindung soll hier ansetzen und eine günstige Möglichkeit sein, um Mittelohrentzündungen sowohl einfach zu erkennen als auch zu behandeln.



Mitwachsende Schuhe für Kinder in Armut



Die Füße eines Kindes im Kindergartenalter wachsen um zwei bis drei Schuhgrößen pro Jahr, die von Schulkindern noch immer um ein bis zwei. Bedeutet das schon in Deutschland enorme Kosten durch immer neue Schuhe, sind Schuhe in anderen Teilen der Welt eine unmögliche Investition. Gleichzeitig leiden weltweit mehr als 1,5 Milliarden Menschen an durch den Boden übertragenen Krankheiten und Parasiten. Ohne Schuhe sind Kinder besonders anfällig dafür. *The Shoe That Grows* will das ändern.

Um möglichst lange an die schnell wachsenden Kinderfüßen zu passen, kann *The Shoe That Grows* an drei Stellen verstellt werden und deckt so fünf Schuhgrößen ab. Erhältlich sind die Schuhe zudem in fünf Größen, die so insgesamt den Größen 21 bis 45 entsprechen.

Über 360.000 Schuhe in über 100 Ländern

Finanziert wird die Produktion der Schuhe sowie die weitere Forschung und Entwicklung durch Spenden. Dabei arbeitet die Organisation eng mit Menschen vor Ort zusammen, die die Schuhe dort verteilen.

Mit den Schuhen wird auch die Wirtschaft vor Ort gestärkt: Die Produktion wird dort aufgebaut, wo die Schuhe benötigt werden. 2018 konnten so in Äthiopien 30.000 Paar Schuhe für die Region Ostafrika produziert werden, seit 2019 werden auch alle Schuhe für Kenia vor Ort produziert, weitere Planungen für die Produktion in Haiti und anderen Regionen laufen. Insgesamt wurden seit der Gründung über 360.000 Paar des *The Shoe That Grows* in 100 Ländern verteilt, 24.000 weitere Paar hat das Non-Profit-Unternehmen derzeit auf Lager. Bis 2030 sollen eine Million Paar Schuhe verteilt werden – zusätzlich zu der Menge, die sie in den Jahren zuvor verteilt haben.



Kreative Kinderkleidung, um unsere vielfältige, inklusive Gesellschaft zu repräsentieren

Kreative Kinderkleidung, um unsere vielfältige, inklusive Gesellschaft zu repräsentieren

Kleidung für alle Kinder – das ist die Mission von Ella Marlen Krennerich, Gründerin des Kreativ-Labels *Zwergpinguin*. Mit ihren *Cool Kids* zeigt sie Kinder verschiedener Ethnien, springend, liegend, sitzend und im Rollstuhl. In ihrem eigenen Online-Shop verkauft sie unter anderem den Stoff *Cool Kid* und zeigt kleinen und großen Kindern so, wie toll Vielfalt ist. Mit ihren Stoffen will die Gründerin nicht nur gute Laune machen, sondern auch wichtigen Themen Sichtbarkeit geben: „Leider sind Behinderungen noch immer nicht normal – gerade hier auf dem Dorf“, erzählt die 34-Jährige und spielt damit auf ihre beruflichen Erfahrungen als Ergotherapeutin an. „Auch, dass Kinder eine andere Hautfarbe haben, kommt hier überhaupt nicht vor. Deswegen finde ich es so wichtig, dass in Alltagsbildern – auf Kleidung oder in Büchern – dargestellt wird, was es für eine Vielfalt gibt und dass Kinder mit Behinderung zu einer vielfältigen Gruppe dazugehören. Außerdem soll doch jedes Kind Kleidung besitzen, mit der es sich identifizieren kann.“

In Zukunft will sie auch das Bildungspotenzial ihrer Produkte wahrnehmen und den ihr bedeutsamen Themen Sichtbarkeit verleihen. Einen „No Planet B“-Stoff gab es bereits, schon bald sollen außerdem ganz vielfältige Familien(konzepte) Stoff – und damit (Kinder-)Kleidung – schmücken.





Kleine Weltverbesserer: Kinder starten weltweit erfolgreiche Aktionen gegen Plastik

Eines Tages hielt es die zehnjährige Skye Neville aus Wales nicht mehr aus, wieder lag ein unnützes Plastikteil bei ihrem Lieblingsmagazin dabei. Sie schrieb einen Brief an den Verlag der Zeitschrift. Die Antwort des Verlages enttäuschte Syke. Es wurde ihr darin lediglich erklärt, dass das Spielzeug einfach so beliebt bei den Kindern sei. Dabei wollen laut Umfragen 80 Prozent der Kinder diese Plastikbeigaben gar nicht. Skye gab nicht auf. Sie startete im Januar 2021 eine Online-Petition und diese ging durch die Decke. Ein Manager von *Waitrose*, der viertgrößten Supermarktkette Großbritanniens, hörte von der Kampagne im *BBC*-Radio. Danach schaute er sich die Zeitschriften an, nahm sie zehn Tage später aus dem Sortiment und gab dem Verlag acht Wochen, um das Plastikspielzeug zu entfernen. Ein großer Erfolg! Und Skye ist nicht die Einzige, immer mehr Kinder starten eigene Kampagnen und Aktionen für die Umwelt – für ihre und unser aller Zukunft. Unter „*Kids against Plastic*“, gegründet von zwei Schwestern, der heute 20-jährigen Amy und der 18-jährigen Ella Meek, vereinen sie ihre Stimmen und zeigen, wie nachhaltiger Aktionismus geht!

„Wir sind vielleicht nur Kinder, aber wir haben etwas Wichtiges zu sagen – also hört zu!“ In ihrem TED Talk sprechen Amy und Ella Meek direkt an, was sie stört. Zwar mit einem Lächeln auf den Lippen, trotzdem eindringlich und definitiv nicht witzig gemeint, erklären sie, dass sie ihre Zukunft in Gefahr sehen, ihnen die Politik zu langsam handelt und die Wirtschaft immer noch die falschen Prioritäten setzt. „Wir müssen und wir können selber etwas unternehmen!“ Die Schwestern aus Nottingham starteten ein Schulprojekt und inzwischen ist „*Kids against Plastic*“ zu einer preisgekrönten Wohltätigkeitsorganisation geworden.

Kinder lernen gemeinsam lesen: Barrierefrei mit LEGO Braille

Die *Braille Bricks* von *LEGO* sind eine neue Innovation, die Kindern mit Seheinschränkungen die Blindenschrift Braille beibringt. Nur kleine Änderungen ordnen die Stifte auf den Legosteinen so an, dass jeder Stein einem Buchstaben im Braille Alphabet entspricht. Gleichzeitig sind die Buchstaben-Zeichen auf die Steine gedruckt. Kinder, die nicht oder kaum sehen können, greifen mittlerweile viel auf Audiohilfen zurück. Mit den *Braille Bricks* lernen sie kreativ und spielerisch eine wichtige Lebensfähigkeit. Außerdem können Kinder mit und ohne



Seheinschränkungen auf diese Weise zusammen lernen und spielen. Die Steine werden an Schulen und pädagogischen Einrichtungen verteilt. Damit eröffnet *LEGO* eine völlig neue Art des spielerischen Lernens.

The Camel Library Project – wie Kamele Kindern das Lesen ermöglichen

Während der Corona-Pandemie hatten viele Schulen rund um die Welt geschlossen – auch in Mand, einer Stadt im Süden der pakistanischen Provinz Belutschistan. Dadurch blieb ihnen über ein Jahr lang der einzige Zugang zu Bildung verwehrt. Raheema Jalal wollte diesen Umstand nicht länger hinnehmen. Sie ist Direktorin einer örtlichen High School und startete gemeinsam mit ihrer Schwester im August 2020 „*The Camel Library Project*“. Ziel des Projektes war es, Kindern den Alltag während der Corona-Pandemie zu erleichtern, indem sie Zugang zu Büchern bekommen und so weiterhin lernen können.

Zugang zu Wissen vermitteln, Perspektiven bieten, Entwicklung ermöglichen

Dreimal pro Woche besuchte Raheema Jalal mit ihrem Kamelhengst Roshan entlegene Dörfer in der Umgebung, um deren junge Bewohner:innen während der Corona-Pandemie sinnvoll zu beschäftigen. Jalal sagt, viele Kinder könnten es sich nicht leisten, zur Schule zu gehen, sie sei jedoch die einzige Form der Unterhaltung am Tag. Die mobile Bibliothek sei daher eine gute Möglichkeit, den Kindern Wissen zu vermitteln und sie von Dummheiten abzuhalten. Angesichts dessen, dass 40 Prozent der Bewohner:innen Pakistans Analphabet:innen sind und mehr als die Hälfte der fünf- bis 16-jährigen Menschen keine Schule besuchen, leistet Roshan als tierischer Bibliothekar wichtige Bildungsarbeit und trägt einen wertvollen Schatz auf seinem Rücken.

Roshan ist auf seiner Mission nicht alleine. Die allererste Kamelbibliothek wurde bereits 1996 in Kenia durch den *Kenya National Library Service (KNLS)* gegründet.

In Äthiopien hat die internationale NGO „*Save the Children*“ 2010 ebenfalls eine Kamelbibliothek ins Leben gerufen. Einmal pro Woche bringen die Höckertiere Nachschub, damit minderjährige Bewohner:innen entlegener Dörfer auch ohne den Besuch einer Schule lernen können. ☺





Wir suchen ehrenamtlichen Zuwachs für unser Good News Magazin-Team. Du möchtest erste professionelle Erfahrungen sammeln und dich in einem jungen Medienteam einbringen?

Wir sind: Die erste crossmediale Marke für positiven Journalismus. Mit unseren erfreulichen und inspirierenden Nachrichten schaffen wir ganz bewusst ein Gegengewicht zum negativen Zerrbild vieler Medien. Unsere Good News veröffentlichen wir über unser eigenes Online-Magazin, den Weltaufgang-Podcast, in unserem Printmagazin sowie in den sozialen Netzwerken. Dabei erreichen wir schon jetzt mit unseren Beiträgen und Artikeln mehrere Hunderttausend Menschen. In diesen Teams kannst du aktiv mitwirken und das Good News Magazin mitgestalten:

- Im **Social Media Team** entwirfst und postest du inspirierende und glücklichmachende Posts, Storys, Reels und Videos ...
- In der **Redaktion** recherchierst und schreibst du die Grundlage all unserer Arbeit: Positive Nachrichten, die die Welt verändern!
- Im **Weltaufgang Podcast** suchst du mit unserem Team nach inspirierenden Persönlichkeiten, mit denen wir ins Gespräch kommen wollen.
- Im **Layout-Team** sorgst du dafür, dass wir und vor allem unsere Good News richtig toll aussehen – egal ob Print oder Online.
- In unserem **App-Team** bist du vielleicht der fehlende

Baustein, der dafür sorgt, dass die eigene GNM-App bald Realität ist!

- Gemeinsam mit dem **PR-Team** schaffst du es, dass auch andere von uns erfahren und über uns reden!
- In unserem **Sales-Team** arbeitest du mit pfliffigen Menschen daran, dass wir Geld verdienen und wirst bei Vermittlungen auch belohnt. Wir arbeiten intensiv daran, dass unser ganzes Team bald bezahlt werden kann.

Das bringst du bestenfalls schon mit:

- Du bist lernwillig, emphatisch und zuverlässig.
- Du hast Lust, mehrmals pro Monat mitzuhelfen.
- Du interessierst dich für das neue Feld des Positiven Journalismus und brennst für Themen rund um Soziales und Nachhaltigkeit.

Was wir dir bieten:

- Mitarbeit an neuen Konzepten und Strategien.
- Ausführliche Einarbeitung für einen sanften Einstieg und feste Ansprechpartner:innen.
- Pionier:innenarbeit in der Entwicklung eines innovativen journalistischen Genres.
- Vielfältiges Team mit Spaß und Hingabe an der Sache und direkter Kommunikation.
- #LGBTQ+ #BIPoC #welcome.
- Flexible Arbeitszeit und flexibler Arbeitsort.
- Erfahrungen im professionellen redaktionellen Betrieb.
- Zunächst (leider) ehrenamtlich.

Erfinderische Kinder

Aus den Kinderschuhen

Kinder kommen häufig auf unerwartete Ideen und bringen Erwachsene damit gleichzeitig zum Lachen und zum Staunen. Meist treffen sie mit diesen Ideen genau die Mitte zwischen dem Verrückten und dem Offensichtlichen. Schon seit Jahrzehnten bereichern ihre Erfindungen viele Aspekte des Lebens und machen die Welt ein bisschen besser.

Pia Bergmann



Warum Kinder ggf. bessere Erfinder sein können als Erwachsene:

Kinder begegnen der Welt mit großer Neugierde und einem wachsamem Blick. Sie erkunden sie mit allen Sinnen und führen Handlungen konkret aus, anstatt sie nur im Kopf zu simulieren. Wenn sie auf einfache Probleme in ihrem Alltag stoßen, hilft ihnen oft ihre kindliche Naivität und die Neigung, sich voll in etwas hineinstürzen, um eine Lösung zu finden. Sie denken nicht darüber nach, ob etwas rentabel oder unrealistisch sein könnte, sondern lassen ihrer Fantasie freien Lauf. Kinder kommen so auf völlig unerwartete und gleichzeitig plausible Ideen, die Erwachsenen gar nicht einfallen würden. Im Laufe der Geschichte haben Kinder bereits einige Erfindungen gemacht, die uns bis heute im Alltag begegnen.

Diese Dinge aus dem Alltag haben Kinder erfunden:



Benjamin Franklin (11):

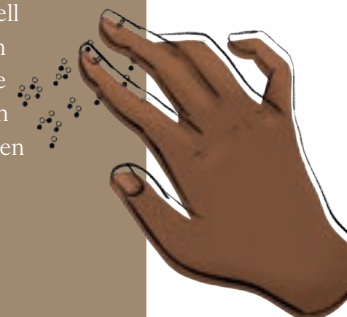
Schwimmflossen

1717: Benjamin Franklin hatte in seinem Leben viele Rollen: Drucker, Schriftsteller, Wissenschaftler, Politiker, Gründervater und Erfinder. Eine seiner Erfindungen soll er bereits im Alter von 11 Jahren gemacht haben: eine frühe Form der Schwimmflossen. Er lebte als Kind nah am Wasser und lernte so früh zu schwimmen. Dabei stellte er fest, dass es einfacher war, sich schneller durch das Wasser zu bewegen, wenn man es mit mehr Oberfläche durchstieß. Sein erster Entwurf von Schwimmflossen ähnelte der Farbpalette von Maler:innen. Es waren oval geschnittene Holzbretter mit Löchern in der Mitte für die Hände und Füße.



Louis Braille: Blindenschrift (Braille)

1824/25: Louis Braille erblindete aufgrund eines Unfalls in der Sattlerwerkstatt seines Vaters im Alter von drei Jahren. Da er trotz dieses Schicksalsschlags sehr lernbegierig war, durfte er die Schule besuchen. Mit zehn Jahren erhielt er ein Stipendium für die erste Blindenschule weltweit, das Pariser Blindeninstitut. Die Bibliothek des Instituts verfügte zwar über einige Bücher mit tastbaren Buchstaben, aber das Abtasten jedes einzelnen Buchstabens war sehr zeitaufwändig. Louis Braille tüftelte schon zu dieser Zeit an einer Methode, um das Lesen für blinde Personen leichter zu machen. Als ein Artilleriehauptmann die Blindenschule besuchte, stellte er ihnen die „Nachtschrift“ vor, die er erfunden hatte, um Befehle lautlos und ohne Licht im Militär übermitteln zu können. Sie bestand aus zwölf Punkten und inspirierte Louis Braille zu der Entwicklung seiner eigenen Blindenschrift. Er erfand im Alter von 15 Jahren ein Blindenalphabet, das mit nur sechs Punkten dargestellt werden konnte. Dieses wurde jedoch erst 1850, zwei Jahre vor seinem Tod, in Frankreich offiziell anerkannt. Nach seinem Tod setzte sich die Braille-Schrift weltweit als amtliche Blindenschrift durch. Mit ihr sind auch Musiknoten und mathematische Zeichen für blinde Menschen erfählbar.



Chester Greenwood (15):

Ohrenwärmer

1873: Chester Greenwood war gerade 15 Jahre alt, als ihm beim Eislaufen die Ohren vor Kälte schmerzten. Der Schal, den er sich um den Kopf gewickelt hatte, half ihm nicht besonders, denn er rutschte ständig runter. Daraufhin fertigte er aus Draht Schlaufen an, die seine Großmutter mit Fell überzog. Im Jahr 1887 verbesserte er die Ohrenschützer durch die Verwendung von Metallbändern und ließ sie unter dem Namen „Improvement in Ear Mufflers“ patentieren. Produziert wurden sie aber unter dem Namen „Greenwood's Champion Ear Protectors“. Seit 1977 ist im Staat Maine der 21. Dezember bekannt als der „Chester Greenwood Day“ und in Greenwood's Heimatstadt Farmington findet jedes Jahr am ersten Samstag im Dezember eine „Ohrenschützer Parade“ zu seinen Ehren statt.




Frank Epperson (11): Eis am Stiel

1905: Der 11-jährige Frank Epperson mixte sich ein fruchtiges Getränk aus Brausepulver und Wasser, das er mit einem Rührstab verrührte und in einem Glas über Nacht auf der Veranda seines Elternhauses vergaß. Die Nacht wurde sehr kalt und am nächsten Morgen war sein Getränk mit dem Rührstab zu Eis gefroren. Epperson verkaufte es zunächst unter dem Namen „Epsicle“. Achtzehn Jahre später, im Jahr 1923, ließ er sich das Eis am Stiel patentieren. Es wurde unter dem Namen „Popsicle“ bekannt.



George Nissen (16): Trampolin

1930: George Nissen war seit seiner Schulzeit ein begeisterter Turner. Als er einen Zirkus besuchte und sah, wie Trapez-Artisten nach ihrer Vorführung in ein Sicherheitsnetz fielen und auf und ab federten, stellte er es sich schön vor, wenn sie immer weiter auf und ab springen könnten. Er wollte ein Gerät entwickeln, mit dem man akrobatische Übungen sicher ausführen kann. Gemeinsam mit seinem Trainer und Freund Larry Griswold baute er als Jugendlicher in den 1930er-Jahren gemeinsam den ersten Prototypen eines modernen Trampolins. Es bestand aus einem Metallrahmen und einem darüber gespannten Segeltuch. Später perfektionierte er das Design mit einem Nylon-tuch, das für mehr Sprungkraft sorgte. 1941 gründete er gemeinsam mit Larry Griswold ein Unternehmen, das Trampoline herstellte und verkaufte. Auf einer Reise schnappte er das spanische Wort trampoliné für Sprungbrett auf und ließ es sich als anglisiertes Wort schützen. Die Erfindung war ein großer Erfolg und das Trampolinspringen bald eine eigenständige Sportart.



Bis heute erfinden Kinder und Jugendliche aus der ganzen Welt nicht nur Dinge für den Alltag, sondern auch Methoden und Geräte, die die Umwelt im Sinne der Nachhaltigkeit und Gesundheit positiv beeinflussen sollen.

Andover, Massachusetts, USA:

Die 12-jährige Schülerin Anna Du begann bei einem Strandspaziergang, alle Plastiktüten und -flaschen einzusammeln, die dort zurückgelassen wurden. Dabei fielen ihr die vielen winzigen Plastikteile auf, die sich nicht aufsammeln ließen: Mikroplastik. Sie entwickelte daraufhin in ihrem Garten einige Prototypen für ein Gerät, das Mikroplastik aus dem Meer entfernen kann. Schließlich erfand sie einen KI-gesteuerten Roboter, der mithilfe einer Infrarotkamera Mikroplastik auf dem Meeresboden aufspürt. So kann kartiert werden, wo sich Mikroplastik ansammelt, und eine Säuberung des Meeresbodens gezielter geplant werden. Für ihre Erfindung wurde sie bereits mehrfach ausgezeichnet. Anna rief außerdem die Kampagne *Deep Plastics Initiative* ins Leben, die andere Menschen darüber aufklärt, wie Plastikverschmutzung in den Meeren verhindert und beseitigt werden kann.

Aserbaidshon:

Reyhan Jamalova wuchs in einem kleinen Dorf im Kaukasusgebirge auf, wo sintflutartige Regenfälle häufig zu vorübergehenden Stromausfällen führten. Diese erschwerten den Menschen dort das Leben – auch den Kindern. Reyhans Ehrgeiz war geweckt, das Problem zu lösen. Sie erfand im Alter von 14 Jahren einen Generator, der aus Regenwasser Energie gewinnt. Gemeinsam mit ihrer Freundin Zahra Gasimzade und ihren Physiklehrern arbeitete sie an Zeichnungen, Berechnungen und Tests verschiedener Prototypen. Mit dem letzten Prototyp, der von Fachleuten hergestellt wurde, gewann sie den „Audience Favourite Startup Award“. Reyhan wurde als erste Aserbaidshonerin in die *Forbes 30 Under 30 List* in Asien und in die *BBC's 100 Most Influential and Inspiring Women List of 2018* aufgenommen.



Dar es Salaam, Tansania:

Lisa Michael Jones wuchs bei ihren Großeltern auf und erlebte, wie ihr Großvater viel Geld verlor, weil er in ein großes Stück Land für den Anbau von Wassermelonen investierte und die Ernte ausfiel. Mit Nöten wie diesen war er unter den tansanischen Bauern nicht alleine. Die 17-jährige Lisa wollte herausfinden, ob es durch Technologie möglich ist, die Produktivität von Landwirten zu steigern. Sie erfand eine **Online-Plattform für Kleinbauern**, auf der sie sich kostenlos von Experten beraten lassen können: *SmartShamba*. Außerdem entwickelte sie ein Gerät, mit dem Landwirte den pH-Wert ihres Bodens messen können.

Tiruvannamalai, Tamil Nadu, Indien:

In den Straßen Indiens sind etwa 10 Millionen Bügelwagen im Einsatz, mit denen die Kleidung der Arbeiter:innen und Familien gebügelt wird. Sie verbrauchen zusammen täglich etwa 50 Millionen Kilogramm Holzkohle. Die 12-jährige **Vinisha Umashankar** war nach der Schule auf dem Weg nach Hause, als sie sah, wie ein Mann verbrannte Holzkohle am Straßenrand wegwarf. Sie erkannte, dass die Bügelwagen zur Ressourcenverschwendung und Luftverschmutzung und somit zum Klimawandel beitragen. Als nachhaltige Lösung erfand sie einen **Bügelwagen, der durch Sonnenenergie betrieben wird**: den **Iron-Max**. Ingenieur:innen der Nationalen Innovationsstiftung halfen ihr beim Bau eines funktionsfähigen Prototyps und der Anmeldung eines Patents. Für einen sechsstündigen Betrieb des Bügeleisens reichen fünf Stunden Sonnenschein aus. Die Energie kann in einer Batterie gespeichert werden, die auch an wolkigen Tagen Strom liefert. Um das Einkommen der Verkäufer aufzubessern, ist der Wagen auch mit einem Münztelefon und einer Ladestation für Mobiltelefone ausgestattet, an der die Kunden ihre Handys aufladen können.



Co-Elternschaft, Patchwork-, Regenbogen-, multilokale Familien und Co.



Neben der traditionellen Familie etablieren sich weltweit alternative Familienkonzepte. Viele Regierungen haben deshalb die Gesetzgebungen angepasst und ermöglichen so Menschen in unterschiedlichen Konstellationen ein harmonisches Familienleben.

Lara Schmalzried

Wenn Familien

neue Wege

einschlagen

Wovon genau sprechen wir eigentlich, wenn wir das Wort Familie nutzen? Die klassische Mutter-Vater-Kind-Konstellation ist schon lange nicht mehr das einzige Konzept, das unter den Familienbegriff fällt. Neben dem traditionellen Familienbild gibt es immer mehr Familien, die in alternativen Konstellationen leben. Dazu gehören unter anderem Patchwork- und Regenbogenfamilien, Co-Elternschaft und multilokale Familien. In manchen Ländern, wie auch in Spanien, werden selbst Haustiere als vollwertige Familienmitglieder mit eigenen Gefühlen betrachtet.

Während in westlich geprägten Ländern der Familienbegriff oft nach wie vor mit Blutsverwandtschaft gleichgestellt wird, definieren viele andere Kulturen Verwandtschaft durch andere Merkmale wie die gemeinsame Wohnsituation oder das Teilen von Essen. Doch auch in unserem Kulturkreis wandelt sich das Bild der Familie.

Familie neu denken

Beliebt werden dabei Familienkonstellationen, in denen Kindern sowie Eltern umfangreiche Freiräume geschaffen werden, ohne dass das Kindeswohl darunter leidet. Bei der Co-Elternschaft beispielsweise stehen die Elternteile nicht in einer romantischen Beziehung zueinander und leben in der Regel auch getrennt.

Dadurch, so zeigt eine Schweizer Studie, können beide Eltern besser auf sich selbst achten. Mit geregelten Zeiten, in denen sie für das Kind sorgen, entfallen oftmals klassische Rollenverteilungen zwischen den Geschlechtern. Außerdem müssen die Eltern neben ihrer Eltern-Kind-Beziehung nicht zusätzlich eine Beziehung als Paar aushandeln.

Im Rahmen der im März dieses Jahres erschienenen Studie wurden insgesamt 3.000 Personen in der Schweiz befragt und zusätzlich 20 qualitative Interviews durchgeführt. Die Auswertung zeigt auch, dass Kinder durch andere Familienkonstellationen wertvolle Fähigkeiten entwickeln. Dazu zählt die Anpassung an unterschiedliche Wohnsituationen, die Suche nach dem Zuhause unabhängig von einem physischen Ort und die Offenheit für unterschiedliche Lebenswürfe durch den Umgang mit verschiedenen Bezugspersonen.

Jochen König ist Vater einer Tochter, die er mit einer guten Freundin gemeinsam aufzieht. Er beschreibt: „Ich habe gemerkt, dass ich gut mit einem Kind zurechtkomme, dass es mir Spaß macht ein Kind zu haben, und dass ich gerne noch ein Zweites haben möchte. Das kann aber ganz schön viel für zwei

Personen werden, gleichzeitig Eltern zu sein und eine Partnerschaft zu führen. Deshalb konnte ich es mir auch ganz anders vorstellen.“

Neue Gesetze für leichtere Adoptionen

Auch die multilokale Familie – also eine Familie, in der die Eltern an getrennten Orten leben – ist kein Einzelfall mehr. Dennoch ist es rechtlich nicht immer einfach für Eltern, ihren Kindern in diesem Konzept gerecht zu werden. Beispielsweise kann für ein Kind in Deutschland kein zweiter Wohnsitz angemeldet werden. Und auch der Duden führt keinen Plural für das Wort Zuhause. Zusätzlich sind insbesondere Adoptionsrechte oft ein Diskussionspunkt.

In Deutschland ist das Thema sehr präsent. Als die Ehe für alle am 30. Juni 2017 in Deutschland verkündet wurde, fiel vielen Menschen nach jahrelangem Kampf ein Stein vom Herzen. Endlich war dieser wichtige Schritt in Richtung Gleichberechtigung getan. Und nicht nur in Deutschland hat sich diesbezüglich enorm viel gewandelt – in insgesamt 34 Ländern wurde die Ehe für homosexuelle Paare schon eingeführt. In vielen anderen wurde sie bereits angekündigt. Auch über die Ehe für alle hinaus tut sich vieles auf rechtlicher Ebene: In Kanada können sich seit 2016 bis zu vier Elternteile in die Geburtsurkunde eines Kindes eintragen lassen. Damit können beispielsweise zwei queere Paare, die gemeinsam ein Kind aufziehen möchten, als Eltern anerkannt werden. Gleichzeitig entfallen so hohe Kosten einer sonst nötigen Adoption.

Regenbogenfamilien im Kampf für Gleichberechtigung

Das Thema Adoptionsrechte ist in vielen Ländern nach wie vor ein großer Kritikpunkt gleichgeschlechtlicher Paare. Nicht in jedem Land, das sich zur Ehe für alle bekennt, sind Adoptionsrechte in die Einführung der Ehe inkludiert – und nicht überall schließen die Adoptionsrechte verschiedene Szenarien ein.

Grundsätzlich kann bei einer Adoption ohne ausgeweitete Adoptionsrechte, in der beide Partner:innen nicht biologisch mit dem Kind verwandt sind, nur einer der Partner:innen das Kind adoptieren. Sollte ein Elternteil auch biologischer Elternteil sein, kann der oder die Partner:in das Kind nicht adoptieren. Stattdessen bleiben die damit einhergehenden Rechte bei dem anderen biologischen Elternteil.

Reformen in den Adoptionsrechten ermöglichen zuerst einmal, dass beide Eltern das Kind adoptieren können, auch wenn sie vom gleichen Geschlecht sind.

So ist es beispielsweise in Deutschland der Fall. Ist ein Elternteil auch mit dem Kind verwandt, heißt das, dass nach der Geburt zuerst einmal nur dieser Elternteil das Sorgerecht für das Kind innehat. Der zweite Elternteil muss durch einen bürokratisch aufwendigen und sehr intensiven Prozess des Jugendamtes gehen, in dem die Tauglichkeit zur Elternrolle geprüft wird.

Viele gleichgeschlechtliche Paare sehen darin eine Diskriminierung. Denn die Kinder wachsen mit dem Bewusstsein einer Familie auf, in der beide Eltern für sie gleichwertig sind. Die Fragen des Jugendamtes könnten ihre Beziehung zu dem Elternteil, der auf „Tauglichkeit“ geprüft wird, womöglich irritieren. Heterosexuelle Partner:innen, die beide biologische Eltern sind, müssen diesen Prozess nicht durchlaufen. Auch auf bürokratischer Ebene können so viele Probleme entstehen. Zum Beispiel darf der nicht-biologische Elternteil das Kind nicht aus der Kita abholen, im Falle eines medizinischen Notfalls nicht für das Kind entscheiden und auch in Erbschaftsfragen kann es zu Komplikationen kommen.

Neuer Gesetzesentwurf für gleichgeschlechtliche Eltern

In Deutschland ist vermehrt der Ruf nach einer Gesetzesänderung vernehmbar. Tatsächlich sieht der Koalitionsvertrag der Bundesregierung genau diese Änderung im Adoptionsrecht vor. Der Gesetzesentwurf existiert bereits und bedeutet für viele Paare einen großen Schritt in die richtige Richtung. Er beinhaltet, dass Kinder, die in eine Ehe hineingeboren werden, nicht zusätzlich adoptiert werden müssen. Wann mit der Änderung gerechnet werden kann, ist zwar noch unklar, kommen wird das Gesetz aber auf jeden Fall.

Gesa Teichert-Akkermann und ihre Frau Verena Akkermann haben eine kleine Tochter, Paula. Ausgetragen wurde sie von Gesa nach einer Embryonenspende, damit ist Gesa rechtlich als Mutter eingetragen – nicht jedoch Verena. Gesa macht klar, warum ihr die Änderung der Adoptionsrechte so wichtig ist: „Das ist tatsächlich auch so: Im Herbst, Winter letzten Jahres, als ich dann schon ziemlich weit mit der Schwangerschaft war, haben wir eben miteinander entschieden, dass wir uns nicht diesem diskriminierenden Verfahren der Stiefkindadoption unterwerfen wollen. Denn uns war immer klar, wenn das Kind geboren ist, gibt es kein Kind zu adoptieren, sondern da ist ein Kind, das hat zwei Mütter. Und sich fragen lassen zu müssen, ob Paula hier gut aufgehoben ist, dass meine Frau lang und breit erzählen soll, ob sie eine Beziehung zu diesem Kind hat – das ist eben aufgrund der ganzen

Entstehungsgeschichte so absurd, dass wir uns in die Augen geguckt haben und gesagt haben: Das machen wir nicht.“ Mit dem Gesetz wird Menschen wie Gesa Teichert-Akkermann und ihrer Frau Verena Akkermann eine riesige Hürde genommen.

Während die Einführung der Ehe für alle nicht immer mit einer Reformation der Adoptionsrechte einhergeht, gibt es diesbezüglich einen positiven Trend: Kurz nach der Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe entscheiden sich auch viele Länder dazu, die Adoptionsrechte anzupassen und so gleichgeschlechtlichen Paaren die Türen zur Familiengründung zu öffnen. Während alternative Familienkonzepte sich also immer weiter etablieren, passen sich langsam auch Gesetze und Rahmenbedingungen an diese neue Art des Zusammenlebens an.

In Kroatien beispielsweise gab es im Jahr 2021 ein Gerichtsurteil, das für gleichgeschlechtliche Paare die Adoption ungemein vereinfacht: Dieses bestätigt, dass die Geschlechter der zukünftigen Eltern im Rahmen von Adoptionsverfahren nicht in die Bewertung der Tauglichkeit einbezogen werden dürfen. Ähnliche Urteile sorgen weltweit für mehr Gleichberechtigung alternativer Familien.



Niederlande, 2001

Die Niederlande führten als erstes Land der Welt die gleichgeschlechtliche Ehe ein und sind damit Vorreiter auf dem Weg zu mehr Gleichberechtigung für homosexuelle Paare.

Südafrika, 2006

Als erstes – aber bisher einziges – afrikanisches Land entschied sich Südafrika 2006 für die Ehe für alle.

Argentinien, 2010

Das erste südamerikanische Land, welches für mehr Gleichberechtigung in der Liebe stimmte, war Argentinien, dicht gefolgt von Brasilien im Jahr 2013.

Taiwan, 2019

In Asien schrieb Taiwan im Jahr 2019 Geschichte mit der Einführung der Ehe für alle. Seit diesem Jahr können gleichgeschlechtliche Paare auch Kinder adoptieren.

Chile, 2021

Zum Ende des Jahres 2021 entschied sich das chilenische Parlament für die Einführung der gleichgeschlechtlichen Ehe und folgte damit den anderen lateinamerikanischen Ländern Argentinien, Kolumbien, Brasilien, Costa Rica, Ecuador, Uruguay und Teilen von Mexiko.

Slowenien, 2022

Die slowenische Regierung entschied sich im Oktober 2022 als erstes osteuropäisches Land für die Heirat von Paaren gleichen Geschlechts.

Thailand, 2023

Thailand könnte das zweite asiatische Land werden, das die Ehe gleichgeschlechtlicher Paare einführt. Nachdem im Mai dieses Jahres eine neue Regierung gewählt wurde, die sich für ein demokratischeres, liberales Thailand einsetzt, werden auch die Stimmen für die Ehe für alle lauter.

Estland, 2024

In Estland kommt die Ehe für alle mit dem Start ins Jahr 2024. Gleichzeitig werden gleichgeschlechtlichen Paaren auch Adoptionsrechte zugesichert. Jedoch ist nach wie vor die Zustimmung des anderen biologischen Elternteils notwendig. ☹

Kroatien 2021

Nachdem es in Kroatien zu einem Fall von Diskriminierung gegen ein gleichgeschlechtliches Paar bei der Kinderadoption kam, bestätigte ein Gericht, dass Paare gleichen Geschlechts bei Adoptionen die gleichen Rechte haben und deshalb nicht diskriminiert werden dürfen. Dieses Urteil ist richtungsweisend für zukünftige Adoptionen.



**Politisches Engagement für schönere Spielplätze
und weniger Müll auf dem Schulhof**

**Von wegen
politikverdrossen!**

Durch den Einsatz von Kinderparlamenten werden politische Entscheidungen bunter, diverser und inklusiver.

Lara Schmalzried



„Ich gehe ins Kinderparlament, weil ich möchte, dass die Kinder sicher zur Schule kommen und die Autos auf den Schulwegen nicht so schnell fahren. Außerdem möchte ich, dass die Spielplätze immer sauber sind, deshalb fand ich die Aktionen gegen Hundekot auf Spielplätzen gut. Da haben wir Hundebesitzer angehalten und mit ihnen gesprochen.“

Marvin (11), Kinderparlament Hilden

Die meisten Studien sind sich einig: Die Jugend von heute ist politikverdrossen! Seit Jahren geht das politische Engagement junger Menschen in Deutschland immer weiter zurück. Bei der letzten Bundestagswahl beispielsweise lag die Wahlbeteiligung der 21- bis 24-Jährigen rund 10 Prozentpunkte unter der Beteiligung der 60- bis 69-Jährigen. Zusätzlich sind nur rund 1,5 Prozent der jungen Menschen bis zum 20. Lebensjahr Mitglied in einer politischen Partei. Besonders Jugendliche stehen der Politik oft sehr kritisch gegenüber.

Gleichzeitig ergeben Untersuchungen jedoch, dass Jugendliche sich überdurchschnittlich von politischen Entscheidungen betroffen fühlen und sich sehr stark für gesellschaftliche Fragen interessieren. Woran liegt es also, dass das Engagement so gering ist? Viele Stimmen vermuten, dass konventionelle politische Beteiligungsmodelle für junge Menschen einfach nicht mehr interessant sind. Da wichtige Entscheidungen jedoch auf diesem

Wege gefällt werden, sehen insbesondere Politiker:innen den Dialog mit jungen Menschen als essenziellen Weg, um die Meinungen und Wünsche der jungen Generation aufgreifen zu können.

Politik MIT statt FÜR Kinder

Aus diesem Dilemma heraus entstand der Wunsch, junge Menschen so früh wie möglich politisch abzuholen. In den Achtzigerjahren wurde damit das Zeitalter der politischen Kinderbeteiligung eingeläutet. Eine heutzutage sehr verbreitete Art, Kinder in politische Entscheidungen einzubinden, sind örtliche Kinderparlamente. Hier können Kinder gemeinsam mit den Erwachsenen über politische Themen, die sie betreffen, entscheiden und eigene Anträge einbringen.

So lernen die Kinder bereits früh, wie politische Systeme funktionieren. Gleichzeitig übernehmen sie schon in jungem Alter Verantwortung und müssen sich mit Konfliktlösung und der Konsensfindung bei der Entscheidungsfindung auseinandersetzen. Im Kinderparlament Hilden beispielsweise sowie in Memmingen finden die jungen Mitglieder immer mehr Spaß an der Arbeit im Parlament: Neben Themen wie Sauberkeit auf dem Schulgelände, Geschwindigkeitsbegrenzungen in Schulumgebung und Events für die Schulen tauschen sich die Parlamentarier:innen auch direkt mit dem Bürgermeister selbst aus. Projekte, die dabei entstehen, sehen ganz unterschiedlich aus. In Hilden wurde auf diesem Weg eine *Meckerecke* eingeführt, in der Kinder direkt an den Schulen zweimal im Monat Themen ansprechen können, die die Parlamentarier:innen in ihre Arbeit mitnehmen. Die Kinder sind sich

zudem einig: Frustrierend an ihrem Engagement ist, wenn Anträge aus finanziellen Gründen abgelehnt werden oder dass es oft sehr lange dauert, bis ein genehmigter Antrag auch in die Tat umgesetzt wird.

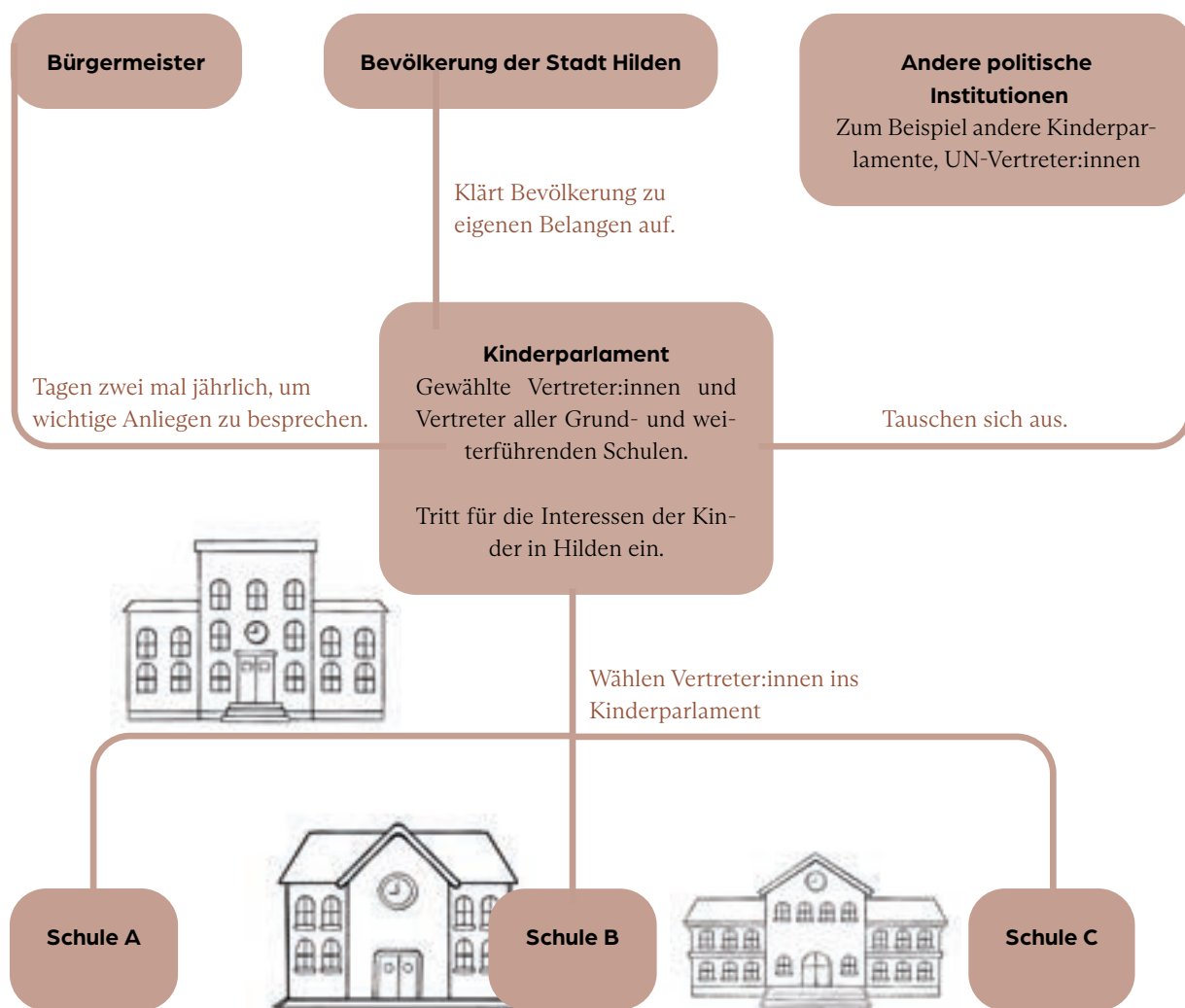
Ein Blick zurück in der Geschichte

Die Idee der Kinder- und Jugendbeteiligung ist keine neue. Doch in den vergangenen Jahren ist die Umsetzung eines Kinderparlaments in vielen Teilen Deutschlands zur Regel geworden. Lokale Regierungen können so sicherstellen, dass Kinder bei politischen Entscheidungen nicht übergangen werden. Neben dem Kinderparlament gibt es aber auch noch andere Beteiligungsformen, wie Kinder- und Jugendräte, Schulvertretungen, Landtage der Jugend und Kinderbürgermeister:innen. Für keine dieser Formen gibt es konkrete Vorschriften bei der Einführung. Deshalb sehen Kinderparlamente oft sehr unterschiedlich aus. Im Kern haben sie aber alle das

gleiche Ziel: Kinder so gut und realistisch wie möglich in politische Entscheidungen einzubeziehen.

Erfolg haben die Konzepte nicht nur in Deutschland. Auch in Frankreich, der Schweiz und Italien sind diese politischen Mechanismen sehr verbreitet. Die erstmals 1994 gewählten Kinderbürgermeister:innen der italienischen Stadt Aulla gelten sogar vielerorts als Vorbild. Mit eigenem Büro im Rathaus, umfangreichen Kompetenzen und einem Etat von rund 50.000 Euro kann der oder die gewählte Vertreter:in umfangreiche Entscheidungen für das Wohl der Kinder und der Jugend treffen.

Da das Rahmenwerk für politische Kinderbeteiligung in verschiedenen Gemeinden unterschiedlich aussieht, können Prozesse innerhalb von Kinderparlamenten nicht immer verallgemeinert werden. Die grundlegenden Abläufe sind allerdings sehr ähnlich. Exemplarisch haben wir für euch den Aufbau des Kinderparlaments Hilden veranschaulicht:



Illustrationen: Alicia Mehlich

Die ersten deutschen Kinderparlamente entstammen der Gründung des ersten baden-württembergischen Jugendgemeinderates in der oberschwäbischen Stadt Weingarten im Jahr 1985, welches auch als internationales Jahr der Jugend bekannt ist.



Ein Recht auf Mitsprache für Kinder

Dass Kinder ein Recht auf Mitsprache haben, wurde bereits von den *Vereinten Nationen* zu Papier gebracht. 1989 hat die Institution in einer Kinderrechtskonvention festgehalten:

„Die Vertragsstaaten sichern dem Kind, das fähig ist, sich eine eigene Meinung zu bilden, zu, diese Meinung in allen das Kind berührenden Angelegenheiten frei zu äußern, und berücksichtigen die Meinung des Kindes angemessen und entsprechend seinem Alter und seiner Reife“ (Art 12. Abs. 1 UN-Charta). Auch das Kinder- und Jugendhilfegesetz äußert sich zur politischen Teilhabe von Kindern: „Jungen Menschen sind die zur Förderung ihrer Entwicklung erforderlichen Angebote der Jugendarbeit zur Verfügung zu stellen. Sie sollen an den Interessen junger Menschen anknüpfen und von ihnen mitbestimmt und mitgestaltet werden, sie zur Selbstbestimmung befähigen und zur gesellschaftlichen Mitverantwortung und zu sozialem Engagement anregen und hinführen“ (§ 11 I KJHG).

Deutschland möchte hier sogar noch einen Schritt weiter gehen und die Kinderrechte im Grundgesetz verankern. Der Gesetzesentwurf dafür wurde bereits 2021 vorgestellt. Kritische Stimmen sehen ihn jedoch bisher nicht als ausreichend, da der Bereich der politischen Teilhabe nach wie vor keine konkrete Einbeziehung von Kindern in politische Entscheidungen vorsieht.

Regionalpolitik nicht mehr ohne Kinder

Auch wenn nicht alle Stimmen zum Potenzial von Kinderparlamenten positiv sind, sehen vor allem politische Vertreter:innen den Austausch mit den Kindern als essenziell an. Der Jurist Ali Dogan arbeitet mit dem Kinderparlament von St. Augustin bei Bonn zusammen, welches bereits seit 18 Jahren aktiv ist. Er findet die Zusammenarbeit mit den Kindern essenziell für die Regionalpolitik: „Das Kinderparlament ist keine Spielerei, die unser Image verbessert. Die Kinder sind Bürger dieser Stadt und ihre Bitten und Forderungen landen auf der To-do-Liste der Verwaltung. Nicht alles geht, aber ich will ehrlich zu den Kindern sein.“

Auch die Leiterin des Kinderparlaments Buxheim Yvonne Jeckle ist begeistert von der Arbeit mit den Kindern. Jedes Jahr wirbt sie in den Schulen für die Teilnahme am Kinderparlament. In diesem Jahr sind bereits 36 Kinder hier tätig – so viele wie noch nie seit der Gründung vor zehn Jahren. Insgesamt haben bereits circa 300 Kinder zwischen sieben und zwölf Jahren an dem Kinderparlament mitgewirkt.

In der neuen Konstellation haben sich die Kinder in zwei Reporter:innengruppen sowie eine Umwelt- und eine Freizeitgruppe aufgeteilt. In den Einzelgruppen werden Themen vorgeschlagen und über jene, die umgesetzt werden sollen, abgestimmt. Zweimal im Jahr treffen die Kinder sich dann im Rathaus mit dem Bürgermeister. Hier können die Kinder Anträge stellen und mit der regionalpolitischen Leitung über mögliche Umsetzungen diskutieren. Diese Treffen simulieren tatsächliche politische Prozesse so nah wie möglich. So bekommen die Kinder ein Gefühl dafür, wie politische Entscheidungen zustande kommen und welche Probleme dabei aufkommen können.

Besonders die Verwaltung von Budgets ist immer wieder ein großes Thema. Das Kinderparlament Hilden wurde 1996 gegründet. Viele eingebrachte Vorschläge der Kinder wurden im Laufe der Jahre bereits umgesetzt. Dazu zählen Aktionen mit der Polizei zur Rücksichtnahme der Autofahrer:innen vor der Schule sowie Projekte rund um Kinderrechte in Form von Vorträgen an Schulen. Aber es gibt auch viele Anträge, die aus Kostengründen abgelehnt werden müssen. Dennoch sind viele lokale Regierungen begeistert von der Arbeit mit den Kindern. Und auch wenn sich nicht immer alle Projekte umsetzen lassen, lassen sich die Kinder in ihrer Arbeit nicht irritieren – im Gegenteil: Sie kämpfen weiter für ihre Herzensthemen. ☺

Ein Wandel: Kinderbücher im Laufe der Zeit

Seit *Pippi Langstrumpf* und der *Raupe Nimmersatt* hat sich viel getan in der Kinderliteratur, doch die Begeisterung für ferne Welten bleibt bestehen.

Mara Betjemann

Das Sams gehört zu den Klassikern im deutschen Kinderbuchregal.



Illustration: Paul Maar



Was früher noch zu Erziehungszwecken diente und konservative Werte vermittelte, ist heute bunt, spielerisch und vor allem fantasiereich. Wie alles in der Welt wandeln sich auch die Erzählungen, welche Kinder von ihren Eltern vorgelesen bekommen, und passen sich der aktuellen Zeit an. So sind Gleichberechtigung, Rassismusbekämpfung und das Aufbrechen von klassischen Familienbildern nicht nur präsent in unserem Alltag, sondern auch zunehmend Inhalt von Kinderbüchern. Kinder ziehen aus diesen Geschichten wichtige Lehren und viel Inspiration.

Wer viel liest, wird empathischer

„Lesen macht schlau!“ ist eine typische Aussage, die man als Kind immer mal wieder zu hören bekommt. Es heißt dann, dass man lernt, sich besser ausdrücken zu können, wenn man viel liest, oder dass man ausgeglichener wird. Deshalb wird empfohlen, jungen Kindern vorzulesen, ihnen Geschichten zu erzählen und gemeinsam Fantasiewelten aufzubauen. Diese paar Minuten am Abend können nämlich nicht nur den Intellekt des Kindes, sondern auch die Verbundenheit

zwischen Kind und Elternteil fördern. Denn es stimmt wirklich: Lesen fördert die Kreativität, die Konzentrationsfähigkeit und nicht zuletzt die Empathie der Kinder. Wer immer mal wieder in Geschichten von fremden Tieren, Menschen und Familien eintaucht, lernt, sich in andere Charaktere einzufühlen, unbekannte Umgebungen zu verstehen und Unvertrautes zu tolerieren. Kinder, die viel lesen, haben darum eine höhere Fähigkeit, sich in andere Menschen hineinzusetzen und Mitgefühl zu zeigen - wertvolle Eigenschaften für das weitere Leben und für die Gesellschaft, in der wir leben.

Während wir lesen, werden zahlreiche Areale im Gehirn verbunden, darunter visuelle, emotionale, sprachliche und auch motorische. Psychologischen Studien zufolge hat das Lesen sogar die Fähigkeit, die Strukturen in unserem Gehirn zu verändern, da durch komplexe Denkvorgänge neue Verbindungen im Gehirn entstehen. Wenn Kinder also früh mit dem Lesen beginnen oder von Ihren Eltern vorgelesen bekommen, erweitert sich nicht nur ihr Wortschatz und ihre Empathie, sondern auch ihre Fantasie wird maßgeblich ausgebaut.



Vorlesen bei Kindern steigert deren Empathie, Fantasie und Sprachkompetenzen.

Bild: via pexels | cottonbro studios

Kinderbücher im Wandel der Zeit

Das Zeitalter der Kinderliteratur begann erst am Ende des 18. Jahrhunderts. Mitverantwortlich dafür war der Philosoph und Schriftsteller Jean-Jacques Rousseau, der 1762 mit seinem Buch „Emil oder Über die Erziehung“ die Erkenntnis verbreitete, dass Kinder die Welt anders wahrnehmen als Erwachsene. Zuvor galten Kinder als „kleine Erwachsene“, deren Denken, Sehen und Fühlen mit dem der Erwachsenen verglichen wurde. Durch das Bewusstsein für die Kindheit als eigenständiger Lebensabschnitt konnte auch die Erziehung neu aufgestellt werden und Bücher gewannen an Bedeutung.

Die frühe Zeit der Kinderliteratur war vor allem durch eines geprägt: moralisierende Wirkungen. Kinder sollten durch Schauergeschichten lernen, sich zu benehmen, und die grundlegenden Werte der Gesellschaft kennenlernen. Eines der prominenten Beispiele hierfür ist die 1845 erschienene Geschichtensammlung „*Struwelpeter*“ von Heinrich Hoffmann. Alle illustrierten Geschichten des Buches sollten eine moralische Lehre für die Kinder veranschaulichen. So wurden beispielsweise in „*Die Geschichte vom Daumenlutscher*“ dem Jungen Konrad der Daumen abgeschnitten, da er nie aufhörte, daran zu lutschen. Viele von uns kennen wohl auch noch die Geschichte des Suppenkaspers, der sich weigerte, seine Suppe zu essen, und dann immer dünner wurde, bis er letztendlich starb. Für Fantasie, fliegende Figuren oder knuddelige Tierchen war zu diesem Zeitpunkt wenig Platz in Kindergeschichten.

Mit Anfang des 20. Jahrhunderts begann sich das

Wesen der Kinderbücher vor dem Hintergrund zunehmender Zivilisationskritik langsam zu wandeln. Den Kindern wurde nun nähergebracht, dass die Einheit zwischen Mensch und Natur zu schwinden scheint. Typische Beispiele hierfür sind die Bücher *Heidi* oder *Das Dschungelbuch*. Im *Dschungelbuch* wird das Menschenvolk als größter Feind von Mogli und seinen Dschungelbewohnerfreunden dargestellt, während in *Heidi* das große Frankfurt als „böser“ städtischer Ort im Vergleich zu den idyllischen Alpen gezeigt wird.

Es zeigt sich also, dass sich die Entwicklung der Kinderbücher von der moralisierenden Wirkung über die Zivilisationskritik bis heute stets den politischen und soziologischen Umständen der Gesellschaft anpasste. Erst in der Nachkriegszeit kam es zu bunten und autonomen Geschichten, in denen den jungen Protagonist:innen erstmals Intelligenz und Eigenständigkeit zugesprochen wurde. Das wohl prominenteste Beispiel hierfür ist die 1944 erschienene *Pippi Langstrumpf*, gefolgt von *Die kleine Hexe* (1957). Mit den heutigen autonomen Kinderbüchern wurden zunehmend Kindheitshelden geschaffen, die in einer frei ausgedachten Welt so ein Leben lebten, wie es sich die Kinder auch wirklich wünschten.

Manche dieser Klassiker in der Kinderbuch-Branche, die bisher nahezu alle Generationen erreicht haben, sind *Jim Knopf*, *Das doppelte Lottchen*, *Die fünf Freunde*, *Puh der Bär* oder auch *Das fliegende Klassenzimmer*. Die Erzählungen sind zeitlos und die Begeisterung dafür ist generationenübergreifend.

Diverse Bücherwelt

Es ist kein Geheimnis, dass die Welt sich ständig verändert. Das hat sie vor 800 Jahren getan und wird sie auch noch in zehn oder dreißig Jahren tun. Nachdem sich die Kinderbücher erst zur Autonomie und Fantasie hinentwickelt hatten, stehen sie jetzt mitten in einem neuen Wandel. Ein Wandel in eine Welt, in der Diversität als die Norm anerkannt wird. Passen sich die Protagonist:innen und Held:innen der Kinderzimmer an die neue Vielfalt an?

Wenn man heute in die Kinderbuchabteilung geht, fällt auf, dass sich die Themen auf den Covern im Vergleich zu vor zehn Jahren geändert haben. Bunt illustrierte Kinderbücher mit den Namen „Von acht Prinzessinnen, die keinen Retter brauchen“, „Raffi und sein pinkes Tutu“ oder „Du und ich und alle anderen“ lassen darauf schließen, dass die Geschichten heute darauf bedacht sind, typische Geschlechterrollen aufzubrechen, Toleranz zu steigern und Kindern näherzubringen, dass wir eben alle nur Menschen sind. Egal wie wir aussehen, woher wir kommen oder wie wir sein wollen.

„Kinder richten ihre Geschlechtsidentität und ihr Verhalten an den ihnen zur Verfügung stehenden Vorbildern aus, sie suchen aktiv nach Rollenmodellen und konstruieren dadurch ihr Wissen über die Geschlechter.“

**Prof. Dr. Weertje Willms,
Professorin für Neuere deutsche Literatur
an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg**

Professorin Dr. Weertje Willms von der Universität Freiburg lehrt Neuere deutsche Literatur und forscht zu Geschlechterrollen in der Kinder- und Jugendliteratur. Sie erklärt gegenüber *Deutschlandfunk Kultur*, dass die Geschlechtszugehörigkeit für Kinder die zentrale Form der sozialen Identität sei. Schon im frühen Alter fingen sie an, danach zu streben, geschlechterkonform zu leben und ihren Platz in der Welt zu finden. Dabei sind selbstverständlich Kindermedien wie Bücher, Spiele und Serien die erste Referenzquelle dafür, wie sie sich zu verhalten haben. Ein oft genanntes Beispiel für veraltete Rollenansichten in Kinderserien ist die Rolle der Frau. Denn die weibliche Figur in Kindersendungen ist meist auch nicht mehr als eben das - die Frau. So ist beispielsweise *Schlumpfine* die einzige weibliche *Schlumpf*-Figur in einer Männerwelt und alles, was ihren Charakter ausmacht, ist ihre

Weiblichkeit. Weitere Beispiele mit ähnlichen Mustern sind *Miss Piggy* in der *Muppet Show* oder *Kanga* in *Winnie Pooh*. Sie alle sind die einzige weibliche Rolle in den bunten, männerdominierten Welten. Ihre Aufmachung ist dabei größtenteils mit stereotypisch 'femininen' Geschlechterzügen aufgeladen wie Sanftmütigkeit, einer Quietschestimme oder hysterischen Reaktionen. Dass diese Darstellungsweise lange nicht mehr zeitgemäß ist, sollte nicht erwähnt werden müssen. Zum Glück ist der Wandel in den Kindermedien inzwischen Realität und dabei höchst sinnvoll. Denn Kinder brauchen Figuren und Charaktere, die ebenso vielfältig sind, wie die Menschen, die sie umgeben, so Professorin Willms:

„Kinder brauchen vielfältige Figuren. Charaktere mit unterschiedlichen Verhaltensweisen und Eigenschaften, unterschiedlicher Herkunft und wechselnden Emotionen. Komplex und widersprüchlich, so wie echte Menschen auch.“

In neueren Kinderbüchern wird genau das angestrebt: Unsere Gesellschaft so abzubilden, wie sie wirklich ist. Dazu gehören auch Familienbilder, die zunehmend der neuen Realität angepasst sind. Denn nicht jeder Haushalt sieht aus wie der in der Buchreihe *Conni* mit dem ständig arbeitenden Papa Jürgen, der Hausfrau Mama Anette und dem Bruder Jakob mit Kater Mau. Ein Beispiel für Bücher im neuen Stil ist die Buchreihe „*Papa und Paul*“ von Susanne Weber. Die Geschichten dieser Reihe sind ein Paradebeispiel in Sachen aktiver Vaterschaft. Pauls Papa kocht, macht Ausflüge mit seinem Sohn und holt ihn vom Kindergarten ab. Die Mutter arbeitet in Vollzeit, während Vater und Sohn kleine Alltagsabenteuer erleben. Ebenfalls mit „neuem“ Familienbild sind die Bücher der Reihe „*Familie Flickenteppich*“ von Stefanie Tschinski. Die relativ neue Kinderbuchreihe handelt von einem bunten Mietshaus. Hier leben Eltern mit und ohne Migrationshintergrund, ein alleinerziehender Vater, ein queeres Paar und ältere Menschen. Erzählt wird davon ganz ohne klischeehafte Zuspitzung oder pädagogischen Zeigefinger, dafür mit warmherziger Erzählweise. Nicht zuletzt ist natürlich der Klassiker *Pippi Langstrumpf* zu nennen, welcher aus dem klassischen Vater-Mutter-Kind-Haushalt ausbricht, da Pippi, wie jedem bekannt ist, glücklich mit Pferd und

Affe alleine wohnt.

Das Erfolgsrezept dieser Erzählungen ist ihre Natürlichkeit. Es soll nichts aufgezwungen werden, aber die Kinderbücher dürfen gerne die neue Realität darstellen. Es sind Fakten, dass es alleine in Deutschland 2,2 Millionen alleinstehende Mütter und 487.000 alleinstehende Väter gibt und ca. 12% der Familien sogenannte „Patchworkfamilien“ sind. Für Kinder, die also nicht in dem vermeintlich klassischen Familienbild groß werden, ist es schön, Geschichten zu lesen, die in dem gleichen Umfeld spielen wie zu Hause.

Was darf man denn noch sagen?

Zu dieser Anpassung an die Zeit gehört es auch, alte Redewendungen und Zeichnungen anzugleichen. Manche mögen es schon beim Vorlesen alter Bücher erlebt haben, dass Bezeichnungen auf den Seiten erschienen, die man so nicht mehr im täglichen Wortschatz finden würde. Die Folge ist eine schnelle Improvisation beim Vorlesen, um den eigenen Kindern keine diskriminierenden Wörter beizubringen. Viele Verlage reagieren mittlerweile darauf und lassen solche Bezeichnungen in Originalfassungen von alten Büchern streichen oder umschreiben. Um diese Änderungen in den Kinderbuchklassikern gab es diverse Streitereien in den zugehörigen Verlagshäusern. Schnell wird von „*Canceln*“ oder gar Zensur gesprochen.

Dabei geht es nicht darum, Astrid Lindgren oder anderen bekannten Schriftsteller:innen Rassismus oder Diskriminierung zu unterstellen, sondern zeitgemäß zu sein und weiterzudenken.

In *Pippi Langstrumpf* wird der Vater beispielsweise in der alten Fassung als „N-König“ bezeichnet, was in neueren Auflagen zu „Südseekönig“ abgeändert wurde. Der zugehörige *Oetinger Verlag* entschied sich dazu, da die Sprache einen großen Einfluss auf Kinder habe. Und auch der kleine Jim Knopf, welcher einer der wenigen schwarzen Protagonisten in Kinderbüchern ist, wird in den Erzählungen mit dem N-Wort gerufen. Hier entschied sich der *Thienemann Verlag* wiederum für das Beibehalten der Originalfassung. Bei dem Kinderbuch-Klassiker *„Die kleine Hexe“* von Otfried Preußler folgte der Verlag dem Beispiel von Oetinger und änderte mehrere Passagen ab. In der Originalfassung war zuvor noch von „Chinesenmädchen“ und „Türken“ die Rede, wenn die Hexe auf ein Fest ging. Der Verlag betonte nach der Streichung der Wörter, dass es nötig sei, Bücher dem sprachlichen und politischen Wandel anzupassen, denn: „Nur so bleiben sie zeitlos.“ Schließlich wurde das Buch über die kleine

Hexe, welche nur Gutes hexen kann, in 47 Sprachen übersetzt und ist ein weltweiter Erfolg.

Es bleibt an dieser Stelle zu erwähnen, dass die Anpassung einzelner Wörter auch nur ein Schritt in die richtige Richtung ist. Um die Reproduktion von oft rassistisch aufgeladenen Stereotypen zu verhindern, hilft neben einer Umbenennung von Bezeichnungen auch ein kritischer Blick auf das, was uns die Geschichten vermitteln. Warum zum Beispiel regiert der weiße Vater von *Pippi* überhaupt als König Übersee und symbolisiert weiße Überlegenheit, die koloniale Muster reproduziert? Natürlich ist den Kindern dieser kritische Blickwinkel in dem Ausmaße nicht bewusst, nichtsdestotrotz werden Werte vermittelt, die sagen: „So ist es okay, so ist es nun mal.“

In der Praxis sollten also nicht nur Bezeichnungen geändert, sondern auch Repräsentation geschaffen werden. Jim Knopf bleibt nämlich nicht der einzige Kinderheld of Color, wie weitere Beispiele mit schwarzen Protagonist:innen zeigen. In den Abenteuern von *„Kalle und Elsa“* erleben zwei beste Freunde verschiedenste Abenteuer, für die sie nur ihre eigene Fantasie benötigen. Ihre Reisen erleben sie fernab von Unterschieden in Geschlecht und Herkunft. Kalle ist ein schwarzer Junge, der rosa trägt, und Elsa ein weißes Mädchen, das grüne Kleidung bevorzugt. In einem anderen Kinderbuch namens *„Akissi“* von Marguerite Aboutet erlebt die schwarze Heldin Akissi die verrücktesten Tage in ihrer Heimatstadt Abidjan an der Elfenbeinküste. Ihr Bruder Fofana geht dem fröhlichen Wirbelwind Akissi gehörig auf die Nerven und ihr Äffchen Boubou muss ständig unter Beobachtung stehen, damit er nichts anstellt. In dem Buch werden neben der bunten Welt von Akissis Heimat gleichwertig die sozialen Probleme auf kinderfreundliche Art und Weise thematisiert und dargestellt. Vor allem aber steht Akissi als schwarze Kinderheldin für junge Mädchen, die genauso aussehen wie sie. So wird Repräsentation geschaffen.

Zuletzt gilt es, das Kinderbuch *„Odo“* von Kayan Kodua zu erwähnen. In diesem liebevoll illustrierten Kinderbuch hat es sich die Autorin Kodua zum Ziel gemacht, eine geborgene ghanaische Kindheit darzustellen mit dem schwarzen Mädchen Odo als Protagonistin. „Kinderbücher sollten Spiegel der Welt und Fenster zur Welt zugleich sein“, sagt die Autorin selbst und weist darauf hin, dass nicht-weiße Kinder kaum positive Identifikationsfiguren in den deutschen Kinder- und Jugendmedien haben. Zu oft würden schwarze Kinder mit Themen wie Armut und Krieg in Verbindung gebracht. Mit ihrem eigenen Kinderbuch möchte

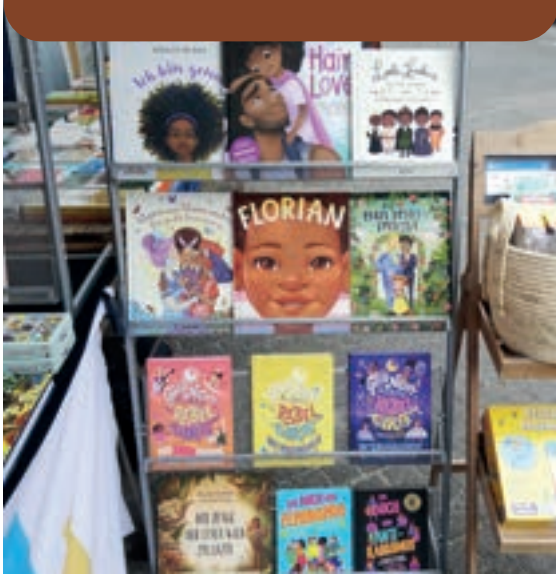
sie mit Odo eine schwarze Heldin schaffen, damit auch schwarze Kinder sich verstanden und gesehen fühlen.

Sozialpädagogin und Gründerin von *Afrokids Germany*, Ndey Bassine Jammeh-Siegel, erklärt es in einem Satz gegenüber dem *Spiegel* sehr zutreffend: „In meinen Kinderbüchern kamen lauter weiße Prinzessinnen vor.“ Warum also nicht anders? Oder wie Jammeh-Siegel selbst fragt:

„Children of Color lesen andauernd Geschichten über weiße Kinder, warum sollte es andersherum nicht funktionieren?“

Kinderbücher sind im ständigen Wandel: Während früher noch gewaltvolle Szenen wie das Verbrennen von Kindern oder das Abschneiden von Daumen in Kindergeschichten geduldet wurden, ist das heute keineswegs die Norm. Und dieser Wandel wird sich auch in den kommenden Jahren immer weiter fortsetzen. Schon jetzt gibt es mehr Kinderbücher mit muslimischen Protagonist:innen wie die Buchadaption des Erfolgsfilms *„Das Mädchen Wadjda“* von Hayfa Al-Mansour. Darin kämpft die 10-jährige Wadjda für ihren großen Traum: ein eigenes Fahrrad. Das „stärkste Mädchen der Kinderliteratur“ kümmert sich dabei herzlich wenig darum, dass das Fahrradfahren Frauen in Wadjdas Heimatland Saudi-Arabien gar nicht erlaubt ist. Und auch inter- und transsexuelle Kinder dürfen in Kinderbüchern inzwischen eine Hauptrolle einnehmen, wie in Luzie Lodas *„PS: Es gibt Lieblingseis“* oder der herzerwärmenden Geschichte *„Julian ist eine Meerjungfrau“*. Jede Generation wächst in einer anderen Welt auf, warum sollten sich da nicht auch die Geschichten an ihr Umfeld und vor allem die Menschen anpassen?

Die Vielfalt der Kinderbuchliteratur wächst. Das zeigt auch ein Stand auf einem Literaturfestival



Wohlfühlfaktor Kindheit

Doch manche Konstanten wird es immer geben. Geschichten wie *„Die Raupe Nimmersatt“* oder *„Der Räuber Hotzenplotz“* haben schon unsere Eltern gelesen, bevor wir überhaupt auf der Welt waren, und vermutlich werden noch unsere Kinder sie an ihre eigenen weitergeben.

Die eine oder der andere mag sich manchmal auch dabei ertappen, alte Bücher, Filme oder Hörspiele aus der Kindheit herauszusuchen, um herunterzukommen, sei es ein kurzer Blick in den Hasen-Klassiker *„Weißt du eigentlich, wie lieb ich dich habe?“* oder ein Hörspiel von *„Die drei ???“* zum Einschlafen. Die Kindheitsgeschichten lösen bei vielen von uns ein Wohlbefinden aus, lassen uns von der Unbeschwertheit und Sorglosigkeit träumen, die im Kindheitsalltag das Leben bestimmte. Einfachheit, knuddelige Protagonisten, Lehren fürs Leben wie „Helfe denen, die Hilfe benötigen“, „Gib nicht auf“ und „Du bist gut so wie du bist“ schlummern zwischen den meist bunt illustrierten Seiten.



Beruhigende Szenen, wie sie in der schwedischen Bücherreihe *„Petersson und Findus“* zu sehen sind, können einen wieder auf den Boden bringen.

Gerade dann, wenn der Erwachsenen-Alltag mal wieder zu stressig wird oder der Blick nicht mehr auf dem Schönen im Leben liegt, kann es helfen, sich in die Kindheit zurückzusetzen und das sorgenfreie Gefühl mit alten Erzählungen zurückzubekommen. Viel Weisheit liegt in der Einfachheit. Das ist für Erwachsene mindestens genauso wichtig wie für Kinder. Kindheitshelden sterben nicht. Aber auch sie dürfen die Welt mit neuen Augen wahrnehmen. ☺

Im Gespräch mit der Deutschen Stiftung Weltbevölkerung

Komplikationen während Schwangerschaft und Geburt sowie unsichere Abtreibungen sind die häufigsten Todesursachen bei Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren.

Hätten alle Frauen und Mädchen Zugang zu zuverlässigen Verhütungsmitteln, würde die Zahl der ungeplanten Geburten jährlich um **23 Millionen** sinken - mehr als ein Viertel des derzeitigen jährlichen Bevölkerungswachstums.

**„Ich wünsche mir,
dass wir die Mädchen
nicht allein lassen“**

214 Millionen Frauen weltweit möchten eine Schwangerschaft vermeiden, haben aber keinen Zugang zu modernen Verhütungsmitteln. In Afrika südlich der Sahara ist das jede zweite Frau im gebärfähigen Alter.



Zwölf Millionen Mädchen unter 18 Jahren werden jährlich zwangsverheiratet.

Mehr als 200 Millionen Mädchen und Frauen sind an ihren Genitalien verstümmelt.

Die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung (DSW) setzt sich für die Förderung der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte weltweit ein. Ziel der Stiftung ist es, zu einer nachhaltigen Bevölkerungsentwicklung beizutragen, das Menschenrecht auf Familienplanung zu stärken und insbesondere in Ostafrika jungen Menschen die selbstbestimmte Entscheidung über ihre Sexualität und Verhütung zu ermöglichen.

Viktoria Franke



Das erste Mal von der 1991 gegründeten *Deutschen Stiftung Weltbevölkerung* hörte ich in Melinda Gates Buch „Wir sind viele, wir sind eins: Wenn wir die Rechte der Frauen stärken, verändern wir die Welt“. Obwohl die *DSW* in Deutschland gegründet wurde, kannte ich ihre Arbeit nicht. Was mir vor allem durch das Buch in Erinnerung blieb, war der Umstand, dass die *DSW* junge Menschen und vor allem junge Frauen im Bereich der sexuellen und reproduktiven Gesundheit und Rechte (SRGR) aufklärt. Während in Deutschland in den Medien eine sinkende Geburtenrate angeprangert wird, ist diese Entwicklung anderswo auf der Welt keine Hiobsbotschaft, sondern eine Botschaft gestärkter Rechte der Frauen und oft auch die eines steigenden Lebensstandards. Ich fand die Arbeit der *DSW* so spannend, dass ich sie seit 2019 als Spenderin unterstützte. Umso schöner, für das *Good News Magazin* direkt mit der Stiftung Kontakt aufzunehmen und nicht nur für unsere Leser:innen, sondern auch für mich selbst all jene Fragen zu klären, die mir ob ihrer Arbeit auf der Seele brannten. Angela Bähr, die stellvertretende Geschäftsführerin und Direktorin für Projekte & Programme, stand mir dabei Rede und Antwort.

Good News Magazin: Die hannoverschen Unternehmer Erhard Schreiber und Dirk Roßmann gründeten die Deutsche Stiftung Weltbevölkerung 1991. Angesichts der Thematik erwartet man womöglich eher nicht, dass zwei Männer hinter solch einer Idee stehen. Wie kam es dazu?

Angela Bähr: Der mittlerweile leider verstorbene Erhard Schreiber und Dirk Roßmann kannten sich aus Hannover und diskutierten 1991 den Gedanken, vor welche Herausforderungen uns das schnelle globale Bevölkerungswachstum stellen könnte. Im Austausch mit zahlreichen Expert:innen kristallisierte sich der breitere Stiftungszweck – die Förderung eines nachhaltigen Bevölkerungswachstums –

heraus.

Die Welt war damals noch eine andere – allein wenn man sich die Rechte der Frauen anschaut. Die Weltbevölkerungskonferenz der *Vereinten Nationen* 1994 in Kairo erklärte die Stärkung von Frauenrechten und die Gleichberechtigung als elementar für die nachhaltige Entwicklung weltweit. Frauenrechte wurden dann auf der *Vierten Weltfrauenrechtskonferenz* in Peking 1995 erstmals als Menschenrechte verankert. Das Recht auf körperliche Selbstbestimmung wurde wichtiger und damit auch, dass Frauen und Mädchen ein Recht darauf haben, zu entscheiden, mit wem und wann sie wie

viele Kinder bekommen wollen. Dieser Durchbruch war ganz entscheidend – auch für unsere Arbeit. Erstmals hatten Frauen – und auch Männer – ein Recht auf Sexuaufklärung und eine selbstbestimmte Entscheidung. In diesem Zusammenhang ist uns wichtig, uns von staatlichen Maßnahmen wie der Ein-Kind-Politik in China deutlich abzugrenzen. Uns ging es seit jeher um Selbstbestimmung und Achtung der Menschenrechte – auch der Staat sollte nicht über die reproduktiven Rechte einer Frau entscheiden.

Warum gerade dieser Fokus auf Ostafrika in Ihrer Arbeit?

Das östliche Afrika war aufgrund von Gesundheits- und Armutsindikatoren ein geeigneter Standort für unsere Arbeit. Ein weiterer Faktor war eher ein Zufall: das Fachwissen in Bezug auf diese Region von Prof. Dr. Rolf Korte, der uns als Mediziner und damaliger Abteilungsleiter für Gesundheit und Bildung der *Deutschen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit* rund um die Gründung der Stiftung beriet. Die *DSW* ist für deutsche Verhältnisse eine mittelkleine Stiftung und wir müssen unsere Aktivitäten auf Schwerpunkte und Länder konzentrieren.

Das erste Länderbüro eröffneten wir in Äthiopien, und die Expansion erfolgte schrittweise. Eigene Trainingszentren haben wir nach und nach in Äthiopien, Tansania und Uganda etabliert. In Uganda freuen wir uns, dass wir die Verantwortung mittlerweile an die lokale Organisation *Action 4 Health* übergeben haben. Auch wenn wir weiter eng zusammenarbeiten: Es ist uns sehr wichtig, diesen Übergang geschafft zu haben und nicht nur die Menschen vor Ort zu empowern, sondern die Arbeit zu sexuell-reproduktiver Gesundheit in lokale Strukturen zu überführen.

Sie sagen „mittelklein“ – wie viele Mitarbeitende haben Sie insgesamt?

Wir beschäftigen rund 160 Mitarbeitende, von denen ca. 45 in Europa in Büros in Brüssel, Hannover und Berlin tätig sind.

Alle anderen sind lokale und nationale Mitarbeitende in den nun drei ostafrikanischen Ländern vor Ort, mit Äthiopien als unserem größten Büro-Standort.

Was genau passiert in den angesprochenen Trainingszentren?

Dort bieten wir Schulungen zur sexuellen Gesundheit und zu Rechten, zur Jugendförderung und wirtschaftlichen Entwicklung für Jugendliche an. Doch die Situation vor Ort hat sich verändert: In Tansania und Uganda finden die lokalen Trainings weniger im Trainingszentrum denn direkt vor Ort statt. Das heißt, das Team geht direkt in die

Gemeinden, um die Jugendlichen daheim zu erreichen. In Äthiopien ist dies auch der Fall, doch gleichzeitig wurde aus dem Trainingszentrum ein richtiges Bildungszentrum, das wir auch an andere Akteure vermieten und so eine breitere Nutzung ermöglichen.

Wie holen Sie religiöse Führer:innen oder Gemeinde-Chef:innen mit Ihrer Arbeit ab? Nur die Jugendlichen zu bilden, dürfte vielleicht nicht reichen, oder?

Unser Ansatz ist schon, junge Erwachsene als primäre Zielgruppe anzusprechen, hauptsächlich im Alter von 15 bis 24 Jahren, manchmal auch ab zwölf Jahren. In den Ländern, in denen wir vertreten sind, sind fast 50 Prozent der Be-

völkerung unter 15 Jahren. Ihre Bedürfnisse und Interessen müssen berücksichtigt werden! Ein Schwerpunkt liegt darauf, Jugendlichen eine Stimme in ihren Dorfgemeinschaften zu geben. Nur wenn ich zu Besuch bin, dann darf ich im Kreis der männlichen Ältestenräte und Gemeinschaftsführer sitzen – aber auch nur, weil ich als weiße Frau aus Europa komme. Daher ist uns wichtig, dass unser Team in den jeweiligen Ländern lokalen Ursprungs ist und die kulturellen und sozialen Aspekte kennt und wir nicht als Europäer:innen einfliegen und den Dialog suchen.

Letztes Jahr zum Beispiel unterstützen wir mit einer anderen Nichtregierungsorganisation ein Projekt speziell im Dialog mit religiösen Führer:innen in Kenia: Wir überlegten gemeinsam: Wie kann das Thema SRGR in den Gemeinden aufgenommen werden? Das war kein leichtes Unterfangen, da wir in den Antworten zügig bei Enthaltsamkeit als „einfachsten Weg“ sind. Doch ein Predigen der Enthaltsamkeit hilft nur wenig den jungen Frauen und so ist es wichtig, den Menschen andere Möglichkeiten mit an die Hand geben. In vielen unserer Projekte setzen wir auf den intergenerationalen Dialog und arbeiten eng mit Elterngruppen, Dorfältesten und anderen Gemeindevertreter:innen zusammen.

Neben der Religion gibt es sicher auch Unterschiede bei der Ansprache von jungen Frauen und jungen Männern sowie deren Akzeptanz Ihrer Arbeit?

Absolut. Wir streben danach, in unseren gemischten Jugendförderzentren eine ausgewogene Geschlechterverteilung zu erreichen, was aufgrund sozialer Normen und familiärer Verpflichtungen jedoch oft eine Herausforderung darstellen kann. Junge Mädchen und Frauen sind entweder von den Eltern noch gut behütet oder schon Teenage-Mütter und kümmern sich um kleine

Kinder. Wir versuchen vermehrt, junge Frauengruppen zu fördern – vor allem auf Dorfebene –, um ihnen einen sicheren Raum für den Erfahrungsaustausch und gegenseitige Stärkung zu schaffen. Doch es ist von entscheidender Bedeutung, dass unsere Arbeit nicht nur Mädchen anspricht. Wir fördern beispielsweise die Schaffung von Kleinstunternehmen oder bieten Berufsausbildungen an. Wir verbinden dies mit Ausbildungen im Bereich der SRGR, damit diese Informationen auch junge Männer erreichen. Dies trägt dazu bei, ein neues Bild von Männlichkeit zu vermitteln, und sensibilisiert für Themen, die bisher von ihnen vielleicht vernachlässigt wurden. Da fällt mir ein Jugendlicher ein, der nach Besuch eines Trainings zu Menstruation und Pubertät plötzlich sagte: „Jetzt habe ich endlich verstanden, warum es meiner Schwester einmal im Monat so schlecht geht!“

Die DSW ist direkt seit ihrer Gründung aktiv in der politischen und entwicklungspolitischen Arbeit, sowohl auf deutscher als auch auf europäischer Ebene. Ein großer Erfolg war der 2003 durch unsere Initiative gegründete *Parlamentarische Beirat für Bevölkerung und Entwicklung*, der sich mit den Zusammenhängen zwischen nachhaltiger Entwicklung, globaler Gesundheit, sexueller und reproduktiver Gesundheit und Rechten sowie Geschlechtergerechtigkeit auseinandersetzt. Ja, die Umsetzung des Rechts auf körperliche Selbstbestimmung ist selbst in Deutschland nicht immer einfach. Und natürlich gibt es auch Kritik, zum Beispiel von rechtspopulistischer oder sehr christlicher Seite. Im privaten Fundraising und in der Kommunikation möchten wir einerseits diesen anderen Positionen respektvoll begegnen, gleichzeitig aber unsere Themen positiv belegen und mit den so wichtigen Daten und Fakten untermauern. Unsere Arbeit ist insofern in Deutschland und Europa einfacher, da es möglich ist, über sexuelle und reproduktive Gesundheit in jeder Form zu sprechen und LGBTQI+-Rechte verfassungsrechtlich anerkannt sind. Glücklicherweise haben wir hier in Deutschland Verfassungsrechte, aber in Ostafrika stehen wir da vor größeren Herausforderungen.

Allein auf nationaler Ebene zeigt sich, dass bei gesundheitlicher Geschlechtergerechtigkeit noch Aufklärungsarbeit notwendig ist. Daher wundert mich auch, wie die Unterstützung der DSW in unseren politischen und gesellschaftlichen Kreisen aussieht. Kämpfen Sie da immer noch gegen Windmühlen oder ist man offen für Ihre Arbeit?

Ein drastisches Beispiel für einen Rückschritt ist leider

Ein drastisches Beispiel für einen Rückschritt ist leider

aktuell Uganda, wo seit drei Monaten eine erschreckende und menschenrechtsverachtende Gesetzgebung gegen gleichgeschlechtliche, sexuelle Beziehungen in Kraft ist, die sogar mit Todesstrafe geahndet werden können. Auch in Kenia gibt es bedauerlicherweise neue Entwicklungen: Eine neue Gesundheitsrichtlinie für Jugendliche wurde eingeführt, die auf den ersten Blick positiv erscheint und auch dringend benötigt wurde. Allerdings besagt diese Richtlinie, dass Verhütungsmittel für Jugendliche unter 18 Jahren nicht mehr im öffentlichen Gesundheitssystem ausgegeben werden. Die einzige Ausnahme ist, wenn ihre Eltern ihre Zustimmung geben. Diese neue Regelung erschwert unsere Arbeit erheblich. Im Angesicht der steigenden Zahl von Teenagerschwangerschaften und unsicheren Abbrüchen sind solche restriktiven Maßnahmen von staatlicher Seite sehr, sehr schwierig. Die Arbeit der DSW in Bezug auf Aufklärung und jugendfreundliche Gesundheitsdienstleistungen wird dadurch erschwert, aber wir setzen uns weiterhin entschlossen für die Selbstbestimmung und Gesundheit von jungen Mädchen

und Frauen vor Ort ein.

Angesichts der Komplexität Ihrer Arbeit ist das sicher schwierig zusammenzufassen – doch was sehen Sie persönlich als die größten Erfolge der DSW seit ihrer Gründung?

Die Information und Aufklärung zu SRGR ist ein Faktor dafür, dass die Geburtenraten in Äthiopien beispielsweise in den letzten 30 Jahren erheblich zurückgegangen sind, auch in Kenia und Tansania zeigen sich langsame Abnahmen.

Leider drohen die zuvor genannten politischen Entwicklungen im Bereich der Förderung von SRGR für Jugendliche diese Fortschritte zunichtezumachen. Die DSW trägt ihren Teil dazu bei, insbesondere in kleineren Gemeinden. Allein im Jahr 2022 haben wir 2.000 Jugendberater:innen vor Ort ausgebildet, die ihr Wissen an andere Jugendliche weitergeben. Zusätzlich engagieren sich 205 Jugendaktivist:innen in politischer Arbeit, sei es auf lokaler Ebene im Distrikt oder hier in Brüssel oder Berlin. In unserem HAPA-Projekt in Kenia mit rund 7.000 Schülerinnen konnten wir einen positiven Einfluss auf die Bildungssituation verzeichnen. Durch gezielte Maßnahmen hat sich die Schulabbruchsquote von Mädchen an Schulen, in denen das Projekt umgesetzt wurde, verringert. Ebenso wichtig ist die Aufklärung über Menstruationshygiene, die einen entscheidenden Einfluss auf den Schulbesuch hat. Viele Mädchen bleiben aufgrund mangelnder Informationen und Hygieneprodukte zu Hause. Hier setzen wir an, um Wissen zu vermitteln und damit Bildungschancen zu verbessern.

Auch die Thematik HIV/AIDS ist in all unseren Projekten präsent und stellt einen bedeutenden Aspekt unserer Arbeit dar. Hier haben wir gemeinsam mit der gesamten Gesundheits-Bewegung eine Erfolgsgeschichte vorzuweisen, da die Ausbreitung von HIV/AIDS kontrollierbar geworden ist. Allerdings verzeichnen wir aktuell einen Anstieg der Neuinfektionen mit HIV – nicht in den dafür sensibilisierten LGBTQI+-Gruppen, – sondern bei jungen Mädchen. Dies verdeutlicht, wie wichtig Aufklärung und Schutz in diesem Bereich sind und wie tragisch es ist, dass die Ansteckung wieder vermehrt auftritt. Natürlich liegt die Entscheidung bei den Individuen selbst, wie sie mit all dem von uns vermittelten Wissen umgehen. Obwohl wir die positiven Auswirkungen unserer Arbeit nachweisen können, ist es oft schwierig, sie quantitativ zu erfassen, insbesondere wenn es um langfristige individuelle Verhaltensänderungen geht, die für uns als Organisation über die Jahre schwer zu messen sind.

Die DSW allein wird die Wachstumsrate der Bevölkerung im Globalen Süden nicht senken können. Was würden Sie sich dennoch an Unterstützung wünschen oder was wäre nötig, um Ihre Arbeit noch fruchtbarer zu machen?

Die entwicklungspolitische Arbeit rund um die SRGR und den Selbstbestimmungsansatz muss intensiviert und Finanzmittel sollten genau für diese Gesundheitsbereiche eingesetzt werden. Dieser Rechteansatz, zum Beispiel der Zugang zu Verhütungsmitteln, deren Bedarf bislang immer noch zu großen Teilen ungedeckt ist, kann nur

im Zusammenspiel zwischen öffentlicher Gesundheitsfürsorge, Privatindustrie, Politik und Zivilgesellschaft gelingen. Ich persönlich wünsche mir, dass Pflichtenträger:innen das Thema für sich besetzen und dass dabei die Situation von jungen Mädchen und Frauen in den Fokus gerät, denn diese tragen die gesundheitliche und persönliche Last. Wenn der Dreiklang von Bildung, mehr Geschlechtergerechtigkeit und Armutsbekämpfung auf nationaler, politischer Ebene funktioniert, können wir als zivilgesellschaftliche Stiftung auf Gemeindeebene tätig werden. Das geht nur mit gemeinsamen Anstrengungen: in den Ländern vor Ort und in der internationalen Gemeinschaft. Langfristige Untersuchungen zeigen: Wenn Frauen eine Sekundarbildung und eine berufliche Grundausbildung genießen können, sagen sie eher „Ich möchte nur drei Kinder statt sechs“. Ich wünsche mir einfach, dass wir die Mädchen auf diesem Weg nicht allein lassen.

☺





Bild: Selbstbestimmt steril e.V.

Ein Interview mit der Initiatorin von Selbstbestimmt Steril e.V.

Tabuthema Sterilisation: Die Selbstbestimmung über den eigenen Körper ist wichtig

Während Personen mit Uterus in der Regel problemlos ein Rezept für klassische Verhütungsmethoden erhalten, ist die weibliche Sterilisation für viele Ärztinnen und Ärzte fast ein Tabuthema. Genau jene Praxen zu finden, die auch diese Art der (Nicht-)Familienplanung und das Recht auf die Entscheidung über den eigenen Körper unterstützen, das erleichtert seit 2019 der Verein *Selbstbestimmt steril*.

Viktoria Franke

Statt „Person mit Uterus“ könnten wir auch einfach „Frauen“ schreiben. Damit würden wir aber alle Menschen mit Gebärmutter ausschließen wie z. tB. nicht-binäre Menschen oder trans Männer. Auch jene können schwanger werden.



Die Webseite des *Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend* listet unter dem Punkt „Familie“ an dritter Stelle „Kinderwunsch und Familienplanung“ auf. Es wird unter anderem über Familienplanung, ungewollte Kinderlosigkeit, Adoption und den Schwangerschaftsabbruch informiert. Am 24. Juni

2022 beschloss der Deutsche Bundestag die Aufhebung des Werbeverbots für Schwangerschaftsabbrüche – Ärztinnen und Ärzte machen sich zukünftig nicht mehr strafbar, wenn sie z.B. auf ihren Websites darüber informieren, dass sie Schwangerschaftsabbrüche vornehmen. Dennoch bleibt der Schwangerschaftsabbruch bis auf jene vom Bundesministerium gelisteten Ausnahmen – u.a. eine Beratung, medizinische oder kriminologische Gründe – gemäß § 218 Strafgesetzbuch (StGB) weiter strafbar. Das Thema ist ein heikles und selbst bei einer Legalisierung wird man nicht um den Deutungskampf kommen, ab wann Leben Leben ist. Dass die Deutungshoheit über den weiblichen Körper jedoch schon vor der Befruchtung beginnt, ist weitaus weniger Menschen bewusst. Nämlich genau in dem Moment, in dem eine Person mit Uterus bei der Gynäkologin oder dem Gynäkologen vorstellig wird und eine Sterilisation verlangt.

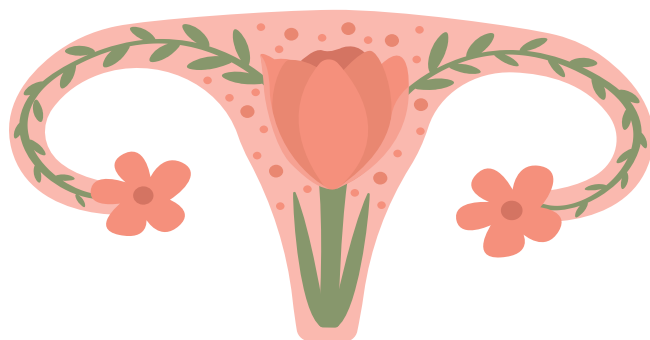
Diese spielt in Deutschland so gut wie keine Rolle. Eine Erhebung des *Robert-Koch-Institutes* 2022 ergab, dass über die Hälfte der Frauen (62,1 Prozent) und Männer (57 Prozent) die Pille als Verhütungsmethode nutzen. Ein Kondom nutzen 44,1 Prozent der Frauen und 64,2 Prozent der Männer zur Verhütung. Die Sterilisation kommt bei beiden Gruppen nur auf fünf Prozent. Weltweit sieht das laut *UN* anders aus: Die Sterilisation der Frau ist die am häufigsten angewandte Verhütungsmethode. Im Jahr 2019 griffen 23,7 Prozent der Frauen – das sind ca. 219 Millionen Frauen – auf die weibliche Sterilisation zurück. Das Kondom (189 Millionen), die Spirale (159 Millionen) und die Pille (151 Millionen) nahmen die Folgeplätze ein. Die hohe Zahl der Sterilisationen kommt vor allem durch den hohen Einsatz in Zentral- und Südasien. Warum sieht es aber in Deutschland so viel anders aus?

Selbstbestimmt steril?

Ich hatte mich persönlich nie mit dem Thema befasst, weil mir die Möglichkeit einer Sterilisation zu keiner Zeit aktiv vermittelt wurde. Weder im Biologieunterricht in der Schule noch von meinem Gynäkologen.

Doch als ich bei der Recherche zu einem anderen *Good News* Artikel auf diese UN-Zahlen stieß, legte sich plötzlich ein Schalter um. Wäre das eine Idee? So sehr andere Frauen unbedingt Mutter werden wollen, so sehr möchte ich es unbedingt nicht. Die Gründe sind so kompliziert wie einfach, denn das Ergebnis ist: „Ich möchte nicht.“ Und dann kam der Moment, in dem ich nach einem Umzug meiner neuen Gynäkologin im Januar 2023 gegenüber saß und sie mir mitteilte, dass ich im Umfeld niemanden finden werde, der diese OP durchführt. Ich sei mit 36 zu jung und im gebärfähigen Alter und müsste jeden Arzt, jede Ärztin erst davon überzeugen, dass sie das machen sollen. Ich soll es doch einfach nach 40 noch mal probieren, falls ich bis dahin meine Meinung nicht geändert habe.

Das ist nur eine grobe Zusammenfassung des Erlebnisses, denn dieses Gefühl der Hilflosigkeit, nicht über den eigenen Körper bestimmen zu dürfen, wünsche ich niemandem. Da dachte ich, das passiert gerade nur in den USA, und dann passiert es mir mit fast 40 in Deutschland. Es folgte nicht nur ein Nervenzusammenbruch, sondern auch eine Welle der Solidarität von Freund:innen und ein bereichernder Austausch, der schlussendlich in diesem Artikel mündete. Denn ich erfuhr erstmals davon, wie vielen Personen mit Uterus es ähnlich ging. Die all jene entmündigenden Phrasen hören, die ihr im Bullshitbingo auf der nächsten Seite lesen könnt. Aber vor allem erfuhr ich von der Arbeit des in Leipzig sitzenden Vereins *Selbstbestimmt steril e.V.*, dessen Arbeit so wichtig ist, weil es tausende Erfahrungen wie die meinen gibt. Auf einer interaktiven Deutschlandkarte informieren sie über Ärzt:innen, die eine Sterilisation anbieten, klären über die Prozedur selbst auf und geben Erfahrungsberichten Raum. Also traf ich mich zum Gespräch mit Gründerin Susanne Rau. Angesichts des Themas haben wir vor allem gemeinsam gelacht. Manchmal war es ein wirklich herzliches Lachen, manchmal aber auch jene zynische Art „kurz vorm Wahnsinn“-Kichern, weil wir es schlicht nicht fassen konnten, dass in unserer aufgeklärten Zeit noch solche Hürden existieren.



BULLSHIT BINGO

STERILISATION #1

GLAUB MIR, IN 5 JAHREN DENKST DU ANDERS DARÜBER.

UND WAS WILLST DU DANN MIT DEINEM LEBEN ANFANGEN?

WIRST DU DANN SO EINE VERRÜCKTE KATZENLADY?

ES GIBT FRAUEN, DIE WÜRDEN ALLES DAFÜR GEBEN, FRUCHTBAR ZU SEIN!

DU WÄRST SO EINE TOLLE MUTTER!

NACHWUCHS IST DER SINN DES LEBENS!

ABER ICH WOLLTE DOCH ENKELKINDER!

ABER DANN BIST DU JA GAR KEINE RICHTIGE FRAU MEHR.

KINDER SIND EIN GESCHENK GOTTES!

ERST DURCH EIN KIND ERKENNT MAN, WAS ECHETE LIEBE IST.

SO EINE OP IST DOCH TOTAL GEFÄHRLICH!

UND WAS MACHST DU, WENN DU DANN DOCH KINDER MÖCHTEST?



STELL DIR VOR, DEINE ELTERN HÄTTEN KEINE KINDER GEWOLLT!

UND WER ZAHLT DANN MEINE RENTE?

DAS IST NUR EINE PHASE!

UND WAS WILLST DU DER GESELLSCHAFT ZURÜCKGEBEN?

MUTTER SEIN IST DER SCHÖNSTE JOB DER WELT.

WILLST DU DEINE FAMILIE NICHT ERHALTEN?

WENN DER RICHTIGE KOMMT, MÖCHTEST DU AUCH KINDER!

MIT X JAHREN KANN MAN DAS JA NOCH GAR NICHT WISSEN.

FRAUEN SIND DAFÜR GEMACHT, KINDER ZU BEKOMMEN.

ERST NACH EINER GEBURT IST MAN EINE ECHETE FRAU.

WAS SAGT DENN DEIN MANN/FREUND DAZU?

WER WEIß, VIELLEICHT WÜRD DEIN KIND JA DIE WELT VERBESSERN.



Ja, selbstbestimmt steril! – Im Gespräch mit der Gründerin von Selbstbestimmt steril e.V.

Good News Magazin: Susanne, um eure Arbeit vorzustellen, müssen wir am Anfang beginnen. Wie kam es zu der Gründung eures Vereins?

Susanne Rau: Interessanterweise nicht durch persönliche Betroffenheit. Ich habe meinen Gynäkologen mit damals 27 Jahren angesprochen und er sagte sofort, dass er die Prozedur zwar nicht selbst in seiner Praxis durchführt, mir aber gerne dabei helfen kann. Damals wusste ich noch nicht, dass das nicht die Standardreaktion ist. Beim ersten Versuch wurde ich schon am Telefon abgewiesen, dass man das nicht in meinem Alter machen würde. Beim zweiten hingegen wurde mir sofort ein Beratungsgespräch angeboten, aber darum gebeten, dass ich meine Gründe auf einem Blatt Papier festhalte. Kurzum: Ich war dreieinhalb Monate nach dem ersten Gespräch mit meinem Gynäkologen sterilisiert. Meine Freundin in Bayern hatte wenig später exakt die gleiche Erfahrung. Ich dachte also, das ist normal und die Geschichte könnte hier enden. Hätte ich nicht über das Internet gesehen, dass unsere Erfahrungen eben nicht der Standard sind. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass wir die zwei einzigen Ärzt:innen in Deutschland gefunden haben. Ich dachte mir also, man sollte eine Karte machen, und habe die Idee in meinem *Kleiderkreisel*-Forum vorgestellt. Sie kam super an und so entstand der Verein mit sieben Gründungsmitgliedern aus dieser Gruppe. Ich hätte damals nie mit der Bekanntheit gerechnet, die wir heute haben, oder dass ich jemals jede Woche ein Interview gebe.

Wie ist es denn zu diesem irren Wachstum gekommen?

Eigentlich sehr langsam. Denn dass das Projekt für Betroffene eine gute Idee ist, war uns klar. Wir wussten aber nicht, ob es das auch für die Ärzt:innen ist. Ich habe damals meinen Gynäkologen gefragt, was er davon hält, und zum Glück hat er positiv reagiert. Wenn er abgelehnt hätte, hätte ich womöglich gar nicht mit dem Projekt begonnen. Wir haben unsere Social-Media-Kanäle und die Homepage angelegt und uns am 31. August 2019 offiziell als Verein gegründet. Genau ein Jahr später – am 31. August 2020 – ging dann unsere Karte online. Je mehr Menschen uns kannten, desto mehr Hinweise kamen und so konnte unsere Liste wachsen. Den größten Schub hat aber gleich im

November 2019 eine Dokumentation des *Y-Kollektivs* gebracht, ab da wuchsen wir stetig.

Wie viele Praxen sind bei euch mittlerweile verzeichnet?

Es gibt zwei verschiedene Listen bei uns. Auf der offiziellen Karte auf unserer Webseite haben wir 45 Einträge, das sind genau jene Ärzt:innen, die wir erreicht haben und die zugesagt haben, dass sie auf der Karte erscheinen möchten. Unsere interne Liste hat über 400 Gynäkolog:innen, die infrage kämen für eine Sterilisation oder Beratung. Darin inkludiert sind schon 100 Absagen, die nicht auf der Karte erscheinen wollen, oder wo wir durch Patientinnen gemerkt haben, dass die Erfahrung vor Ort zu schlecht war. Findet also eine Betroffene auf der Karte keine passende Praxis im Umfeld, kann sie uns eine Mail schreiben und privat nachfragen, ob wir ihr einen Tipp geben können. Das ist auch vom Datenschutz her mit unserer kooperierenden Anwältin abgeklärt, dass diese Art der Hilfestellung und Kontaktweitergabe via E-Mail kein Problem darstellt.

Das ist ja eine verrückte Quote, warum erscheinen nur zehn Prozent offiziell auf eurer Seite?

Wenn ich das wüsste. Wir machen es so einfach wie möglich und schreiben Briefe mit einem Anschreiben, Flyer, unserem Eintragungsformular und sogar einem Rücksendeumschlag. Der ganze Eintrag ist kostenlos. Was mich daran so wütend macht, ist, dass es ähnliche Seiten für die Vasektomie gibt. Wo Praxen tatsächlich eine Jahresgebühr bezahlen, um zu erscheinen, und diese Seiten sind gerammelt voll. Man fährt durch Berlin und sieht immer wieder Werbung für Vasektomie – wir hingegen müssen so kämpfen, über Praxen informieren zu können.

Warum sind sie bei euch bzw. der weiblichen Sterilisation dann so zögerlich?

Bei uns gibt es tatsächlich Ängste seitens der Ärzt:innen ob einer Rufschädigung. Wie kommt ihr Engagement bei ihren anderen Patientinnen an? Unsere Kooperations-Praxis hat es auch schon erlebt, dass sie keine Überweisung mehr von Kolleg:innen bekamen, weil sie offen dazu stehen, dass sie eine Sterilisation ab 18 Jahren durchführen. Sie sagen zu Recht: Ab 18 kann

man wählen, Auto fahren oder sogar zur Bundeswehr gehen – alles langfristige Entscheidungen, die mitunter sogar gefährlich sein können. Warum also dürfen volljährige Personen mit Uterus nicht über den eigenen Körper bestimmen? Ich möchte damit nicht sagen, dass es überall nur um den Ruf geht. Es gibt auch Praxen, die das Problem nicht verstehen, weil sie eben nicht wissen, dass Betroffene so viele Absagen bekommen, bevor sie überhaupt eine Beratung bekommen.

Aus den USA kennt man ungeheuerliche Szenen vor NGOs oder Praxen, die z. B. eine Abtreibung durchführen. Hattet ihr diese Ängste auch angesichts eurer Arbeit?

Ich hatte am Anfang damit gerechnet, dass ich Hundescheiße im Briefkasten vorfinde, aber wir bekommen wirklich kaum Kritik für unsere Arbeit. Vielleicht einmal im Jahr irgendeine komische E-Mail. Die größte Kritik an uns ist, dass wir „Frauen unsichtbar machen“, weil wir „Personen mit Uterus“ schreiben. Ich erkläre dann gerne, warum das für uns wichtig ist, um nicht-binäre Menschen oder trans Männer einzubeziehen, aber manchmal muss man ab einem gewissen Punkt aufhören, mit solchen Personen zu argumentieren.

Eure Liste von über 400 Praxen beinhaltet noch gar nicht all jene, die eine Beratung oder Behandlung komplett ablehnen. Kannst du dir erklären, warum das überhaupt noch der Fall ist?

Wenn ich das wüsste. Wird damit ihr Weltbild hinterfragt? Hat es ökonomische Gründe? Wird damit das Bild der *göttlichen Weiblichkeit* und ihrer Fruchtbarkeit angegriffen? Ja, auch Männer werden sicher ab und an mal abgewiesen bei einer Vasektomie – aber das steht in keinem Verhältnis. Es kann nicht sein, dass eins unserer Mitglieder über 20 Beratungen in Anspruch nehmen musste, ohne Erfolg. Sie musste am Ende für ihre Sterilisation von Göttingen bis in die Uniklinik Salzburg fahren und das kann nicht die Lösung sein! Das Problem sind nicht nur die Ärzt:innen,

sondern es werden von überall aus Hürden aufgebaut. Beispielsweise sind schon Betroffene an der Rezeptionistin gescheitert, obwohl die Praxis bei uns auf der Webseite steht. Hat man hingegen eine gute Praxis gefunden, sollte man auch bei der bleiben. Denn der „Kampf“ endet nicht mit der Sterilisation. Es gibt tatsächlich Gynäkolog:innen, die eine (Nach-)Versorgung ablehnen, wenn man sterilisiert ist. Ich denke manchmal, ich habe schon alles gehört, aber es kommen immer noch neue Erfahrungen, die mich sprachlos machen. In einer idealen Welt würden wir als Verein einfach nicht mehr existieren.

Und dennoch tut ihr es und ich kann ja nun leider aus Erfahrung sagen: zum Glück! Du bist eigentlich Freiberuflerin, wie viel Arbeit kannst du da in den Verein stecken?

Die Arbeit kommt in Wellen, aber ich würde sagen, durchschnittlich mindestens eine Stunde pro Tag. Ich moderiere die *Facebook*-Gruppe, beantworte DMs und E-Mails und gebe Presseinterviews. Dafür ist die Selbstständigkeit super! Für die Arbeit mit den Praxen haben wir eine Telefonistin auf Minijob-Basis eingestellt, die den Anfragen hinterhertelefoniert. Aber die Probleme sind eben die oben angesprochenen. Wir kommen nicht wirklich an die Ärztin oder den Arzt ran. Manchmal frage ich mich, ob ich eine Deutschlandtour machen und vor jeder Praxis aufschlagen muss.

Zuletzt noch ein Wort zu eurem Logo: *Cuterus* ist ja zauberhaft! Wie kamt ihr auf die Idee?

Cuterus an sich existierte schon als Pin in der Merchandise-Welt: ein lachender, süßer Uterus. Unsere zweite Vorsitzende hat darauf basierend den *Cuterus* mit Knoten in den Eileitern entworfen. Denn die Alternative, die Verödung darzustellen, war nicht wirklich prickelnd. Ich als leidenschaftliche Häklerin hab ihn dann gehäkelt und als Vorlage bereitgestellt. ☺



Ihr möchtet euren eigenen *Cuterus* häkeln? Die Anleitung dafür findet ihr unter folgendem Link:


www.selbstbestimmt-steril.de



Bild: Victor_Tongdee - depositphotos.com

Auch Männer leiden unter postnatalen Depressionen

Wie geht es eigentlich Papa?



In Medizin und Gesellschaft wird immer mehr anerkannt: Auch Männer können an postnatalen Depressionen erkranken. Über ein aufbrechendes Stigma und wie Väter die nötige Unterstützung erhalten.

Luisa Vogt



Im Juni dieses Jahres bin ich Tante geworden – und ich liebe es. Meine kleine Nichte ist einfach wundervoll. Ich bin fasziniert von ihren kleinen Fingerchen und Füßchen, amüsiert von ihren knuffigen Geräuschen, entzückt von ihrem Lächeln. Und ich bin froh, sie an ihre Mama oder ihren Papa abgeben zu können, wenn sie schreit.

Diesen Luxus haben meine Schwester und ihr Mann nicht. Und falls ihr euch angesichts des Titels fragt: Es geht den beiden gut. Das ist allerdings nicht selbstverständlich. Denn für manche junge Eltern wird das Glück der Geburt von anhaltender Traurigkeit und Erschöpfung begleitet, von übermäßiger Angst oder sogar Schwierigkeiten, positive Gefühle zum Kind aufzubauen. All das sind Symptome einer postnatalen Depression.

Zehn bis 15 Prozent aller Mütter erkranken Schätzungen zufolge nach der Geburt an der auch als Wochenbettdepression bezeichneten psychischen Erkrankung. Die Dunkelziffer ist vermutlich noch deutlich höher. Glücklicherweise gibt es inzwischen viele Hilfsangebote für Mütter, die an postnatalen Depressionen erkranken, auch Geburtshelfer:innen lernen in der Ausbildung, Symptome frühzeitig zu erkennen.

Was allerdings kaum bekannt ist: Auch Väter* können an einer postnatalen Depression erkranken. Seit Kurzem jedoch steigt das Bewusstsein in Medizin und Medien und es entstehen Unterstützungsangebote, die explizit nachfragen: Papa, wie geht es dir eigentlich?

Warum erkranken Männer an einer postnatalen Depression?

Zwischen acht und zwölf Prozent aller Väter leiden vor und nach der Geburt ihres Kindes an Depressionen, in den drei bis sechs Monaten nach der Geburt liegt die Zahl sogar bei durchschnittlich 25 Prozent. Das sind die Erkenntnisse einer 2010 veröffentlichten und 2016 aktualisierten Metastudie.

So paradox es klingen mag: Diese Studie ist ein Schritt in die richtige Richtung. Denn postnatale Depressionen wurden lange – und werden noch – als etwas betrachtet, das in erster Linie Mütter betrifft. Damit

fehlte auch auf medizinischer Seite das nötige Wissen, um postnatale Depressionen bei Vätern zu erkennen und zu behandeln.

Auch heute gibt es noch keine einheitliche Definition und kein standardisiertes Diagnoseverfahren für postnatale Depressionen bei Männern. Dafür aber zeigt sich eine deutliche Veränderung im Bewusstsein: Die Zahl der Publikationen zur psychischen Belastung von Partner:innen vor und nach der Geburt in medizinischen Fachjournalen hat sich in den letzten zehn bis 15 Jahren mehr als verdoppelt.

So gibt es immer mehr wichtige Erkenntnisse. Beispielsweise, dass vorherige psychische Erkrankungen, äußere Bedingungen wie Geldsorgen oder eine gleichzeitige oder vorige depressive Erkrankung der Partnerin die Wahrscheinlichkeit für eine postnatale Depression deutlich steigern. Oder dass es auch bei Männern ab Beginn einer Schwangerschaft deutliche Hormonschwankungen gibt. Nach der Geburt kann der Testosteronspiegel um bis zu 30 Prozent abfallen – das fördert den Aufbau einer Bindung zum Kind. Gleichzeitig steigt mit einem niedrigeren Testosteronspiegel die Wahrscheinlichkeit für depressive Symptome.

Mut zur Emotion

Diese neuen Einsichten sind so wichtig, weil mehr Wissen auch bessere Vorsorge und bessere Unterstützungsmöglichkeiten bedeutet. Wir wissen inzwischen, dass Männer zwar grundsätzlich ähnliche Symptome einer postnatalen Depression zeigen wie Frauen – anhaltende Traurigkeit, Energiemangel, Ängste –, zusätzlich jedoch auch häufig Wut und Irritation erleben. Das macht es leichter, die Erkrankung früher zu erkennen und Väter auf Unterstützungsangebote hinzuweisen. Denn die gibt es zum Glück durchaus.

Bereits im Jahr 2004 wurde beispielsweise in einem Krankenhaus im englischen Essex die Telefonhotline *Fathers Matter* ins Leben gerufen. Sie ermöglicht es Vätern mit Fragen und Unterstützungsbedarf, mit anderen Vätern in Kontakt zu kommen. Damit schafft sie einen Raum, wo Männer sich über ihre Gefühle und Ängste austauschen können.

Ein solcher Austausch ist genau das, was es braucht – und das, was häufig fehlt. Denn noch immer halten

sich hartnäckig stereotypische Vorstellungen vom „starken Mann“, für den Emotionalität eine Schwäche ist. Dieses Bild verstärkt nicht nur den Druck auf junge Väter, es führt dazu, dass Männer sich erwiesenermaßen seltener und später psychologische Unterstützung suchen. Umso wichtiger also, dass das Stigma gebrochen wird.

Dabei hilft sicher nicht zuletzt, dass das Thema postpartale Depression bei Vätern in der breiten Medienlandschaft immer mehr Beachtung findet: In den letzten Jahren erschienen Berichte im Spiegel und im ZDF, von der Zeit über die *New York Times* bis hin zur BBC. Erst im Frühjahr dieses Jahres startete der *Guardian* einen Aufruf an Männer, die an einer postnatalen Depression erkrankt waren, ihre Geschichten mit anderen Leser:innen zu teilen.

Unterstützung für alle Elternteile

Wohin aber können sich junge Väter wenden? Nun, im Vereinigten Königreich zum Beispiel an *Dad Matters* oder das *Fathers Network Scotland*. Sie unterstützen Männer dabei, eine Beziehung zu ihrem Baby aufzubauen und den Blick auf die eigene mentale Gesundheit zu richten. Damit sind sie Teil einer wachsenden Zahl von Organisationen weltweit, die die psychische Gesundheit von Vätern in den Mittelpunkt rücken.

Ein besonders innovatives Projekt kommt aus Australien: Bei *SMS4Dads* können sich werdende Väter kurz nach Beginn der Schwangerschaft registrieren und erhalten danach mehrere Nachrichten pro Woche. Die SMS geben Informationen zum Entwicklungsstand des Kindes, fragen aber auch nach der Stimmung der Väter. Wenn ein Vater signalisiert, dass es ihm mental nicht gut geht, erhält er Kontakt zu therapeutisch ausgebildeten Fachkräften.

Und in Deutschland? Auch hierzulande gibt es inzwischen Anlaufstellen für Mütter und Väter, beispielsweise die Organisation *Schatten und Licht*, die unter anderem eine Online-Selbsthilfegruppe für Männer mit postnataler Depression anbietet.

Mir persönlich hat noch ein ganz anderes Erlebnis gezeigt, dass die Aufklärung zunimmt. Bei meiner Recherche antwortete mir *ChatGPT* auf die Frage: „Wie viele Frauen leiden an einer postnatalen Depression?“ nämlich, es sei „erwähnenswert, dass eine postnatale Depression nicht ausschließlich Frauen betrifft, sondern auch bei Männern auftreten kann. „Es gibt also Hoffnung, dass in nicht allzu ferner Zukunft alle Elternteile – ob männlich, weiblich oder divers – vor und nach der Geburt ihrer Kinder die besondere Unterstützung erhalten, die sie verdienen.“



***In Forschung und Medien wird beinahe ausschließlich von "Männern" mit postnataler Depression gesprochen; nicht-heteronormative Beziehungen werden selten erwähnt. Darum wird auch in diesem Artikel von „Männern“ oder „Vätern“ gesprochen, wenn sich auf Studien oder andere Medien bezogen wird. Allgemein gilt natürlich: Alle Eltern, also auch alle Partner:innen können an postnatalen Depressionen erkranken. Hoffentlich können wir auch darüber bald schreiben, wenn es mehr Informationen gibt.**



„Hach, good old times!“



Fühlt sich wie Kindheit an

Oft sind es die kleinen Dinge, die uns unvermittelt in die Kindheit entführen und gemeinsam mit den warmen Erinnerungen auch gute Gefühle in uns wecken.

Rahel Pfeffinger

Ein vertrauter Duft, der an das Lieblingsessen erinnert. Ein Geschmack, der uns von einer gemischten Tüte Süßis schwärmen lässt. Oder eine Melodie, die uns an die unbeschwerten Tage unserer Kindheit zurückführt. Plötzlich genießen wir wieder die Freiheit der endlosen Sommerferien oder kuscheln uns in die warmen Abende hinein, bei denen wir in den Seiten unseres Lieblingsbuches versinken.

In diesem Artikel schwelgt unser *Good News*-Team in Erinnerungen und nimmt euch mit auf eine nostalgische Reise in die „guten alten Zeiten“. Wir bringen den Zauber der Kindheit zurück.



Lucia Oiro, Gründerin

Bei mir kommen Kindheitserinnerungen hoch, wenn meine Familie mit meiner kleinen Tochter spielt oder ihr etwas vorsingt, dann freue ich mich so sehr und mein inneres Kind gleich mit. Das Rumlbern mit meiner Schwester geht außerdem in jedem Alter und hat sich nicht wirklich verändert.



Madleen Kutterer, Social Media Managerin

Wenn ich an einem sonnigen Tag an einer Wiese vorbeilaufe und im Gras Gänseblümchen sehe, muss ich direkt an meine Kindheit denken. Früher habe ich mir aus Gänseblümchen immer „Schmuck“ gebastelt und ihn stolz getragen, wenn er gehalten hat.

Pia Bergmann, Redakteurin

Ich fühle mich immer zurück in meine Kindheit versetzt, wenn ich heute wieder Hörbücher höre, die ich schon als Kind geliebt habe. „Harry Potter“, „Tintenherz“ oder die „Wellenläufer“ sind noch immer geliebte Begleiter auf Reisen oder im Alltag zum Abschalten.

Sophia Schweizer, Redakteurin

Mich versetzt der Geruch von gemähtem Gras sofort in meine Kindheit zurück und dazu das Grillenzirpen. Wenn man im Sommer draußen gespielt hat und man länger draußen bleiben durfte, weil es noch hell war. Oder die Titelmelodie von „Löwenzahn“. Sobald ich die höre, sehe ich Peter Lustig vor seinem blauen Bauwagen sitzen und mir erklären, warum Regenwürmer wichtig sind oder wie man ein Radio baut. Hach. Good old times!

Rahel Pfeffinger, Redakteurin

„Heute Nacht sind die Hühner wiiiiild. Heute Nacht gibt es nichts, was uns noch stoppt. Da kannst du machen, was du wiiiiillst. Diese Hühner kriegst du nie in' Topf.“ Sobald ich Musik aus Filmen oder Serien meiner Kindheit höre, geht's mir ein großes bisschen besser. Von den wilden Hühnern über die genauso wilden Kerle bis hin zu Nils Holgersson, Alfred J. Kwak oder Wiki und die starken Männer.

Viktoria Franke, Chefredakteurin

Der Geruch meiner Mama, wenn ich sie lange nicht gesehen habe und umarme. Da bin ich nicht mehr 37, sondern 7. Und das fast beschämte Klappern von Überraschungseiern an der Supermarktkasse. Esse ich eigentlich nicht mehr, aber einmal im Jahr bekomme ich einen Rappel und klappere wie wild los. Die Gesichter anderer Erwachsener dabei sind herrlich.

Florian Vitello, Gründer

Ich schaue immer noch jeden Sonntag die „Sendung mit der Maus“ und versuche, mir die kindliche Neugierde beizubehalten. Armin, Christoph und Co. erinnern mich dann regelmäßig daran, wie wichtig es ist, die Welt nicht einfach als gegeben hinzunehmen, sondern dass sich hinter jeder noch so kleinen Frage ein wunderbarer Kosmos an Antworten, Lösungen und Inspirationen verbergen kann.

Katharina Schlegel, Social Media Chefin

Was mich immer total in die Kindheit zurückversetzt, sind diese Videos auf Instagram „Nur noch 2000er Kinder kennen das“: Straßenkreide, KiKa-Serien, bestimmte Süßigkeiten oder Kleidung und, und, und. Das Beste ist, dass mir mein Bruder die Videos meistens schickt und wir dann zusammen ein bisschen in Erinnerung schwelgen.

Mara Betjemann, Redakteurin

Schon alleine der simple Geruch von Knoblauch und Zwiebeln in Butter angebraten erinnert mich an meine Kindheit. Ich sitze sofort gedanklich vor dem Fernseher und schaue „Simsala Grimm“ und freue mich auf das Abendessen, das schon so gut duftet. Außerdem, und das ist jetzt wirklich ein bisschen willkürlich, der Song „Chan Chan“ von Buena Vista Social Club erinnert mich total an meine Kindheit. Meine Eltern hörten das Lied jeden Sommer am Abend, wenn Gäste kamen, und ich war immer so aufgeregt, wenn wir Besuch hatten. Deswegen freue ich mich bis heute jedes Mal, wenn ich es höre.

Lara Schmalzried, Redakteurin

Wenn mich eine Sache in meine Kindheit zurückkatapultiert, dann ist das Essen. An nichts erinnere ich mich so klar wie an Mamas Kartoffelauflauf, Streuselkuchen oder gebackene Toasts mit Apfelscheiben. Da ich mittlerweile weit weg von zu Hause wohne, koche und backe ich manchmal die Gerichte meiner Kindheit nach, um mich in das wohlige Gefühl von Heimat einzuhüllen. Auch wenn es nicht ganz das Gleiche ist, freue ich mich doch immer wieder über die vertrauten Gerüche aus dem Backofen. Fast ist es dann, als wäre ich noch einmal acht Jahre alt und stürme in die Küche, um ein Stück noch warmen Kuchen vom Rost zu stibitzen.



Worte für Emotionen, Widerstand und Aktivismus

Eine Theaterbühne für die Menschlichkeit

Michael Ruf gibt abstrakten Themen ein menschliches Gesicht und schafft eine Bühne für diejenigen, deren Geschichten sonst nicht gehört werden.

Luisa Vogt





Ich sitze im *Heimathafen Neukölln*, wo heute die *Klima-Monologe* aufgeführt werden. Auf der Bühne stehen vier Personen, das Gesicht zum Publikum gewandt.

Eine der Frauen erhebt ihre Stimme, nach und nach greifen die anderen Darsteller:innen den Faden auf. Sie nehmen mich mit in ihre ganz persönlichen Geschichten, erzählen von ihrer Kindheit, ihren Interessen und ihren Beziehungen, kurz: ihrem Leben. Und davon, wie die Auswirkungen der Klimakrise dieses Leben auf den Kopf stellen.

Alle diese Geschichten sind wahr. Ihre Erzähler:innen stammen aus den verschiedensten Regionen der Erde: Kenia, USA, Bangladesch und Pakistan. Ihre Geschichten sind grundverschieden und doch ähnlich. Sie handeln von Trauer und Verlust, aber auch von Widerstand. Sie sind mitreißend, berührend, machen betroffen. Als am Ende des Stücks das Licht wieder angeht, habe ich Tränen in den Augen. Und ich bin nicht die Einzige.

Wort und Herzschlag

Die *Klima-Monologe* sind das neueste Stück von Autor und Regisseur Michael Ruf. Er hat mit seiner Organisation *Wort und Herzschlag* bereits die *NSU-Monologe*, die *Asyl-Monologe* und *Asyl-Dialoge* sowie die *Mittelmeer-Monologe* auf die deutschen Bühnen gebracht. Ab September werden die *Klima-* und die *Mittelmeer-Monologe* wieder im Berliner *Heimathafen Neukölln* und in Städten in ganz Deutschland aufgeführt.

Die Inspiration für seine Stücke und ihre Form der Inszenierung, so erklärt mir Michael Ruf, erhielt er während seines Studiums in London. Dort lernte er Christine Bacon kennen, die Gründerin von *Actors for Human Rights*. Das Netzwerk aus über 700 Künstler:innen inszeniert im ganzen Vereinigten Königreich Stücke, in denen Menschen mit Erfahrungen von Flucht, Migration oder Armut von ihrem Leben berichten.

„Warum sollte das hierzulande nicht ähnlich funktionieren können?“, fragte sich Ruf und gründete *Wort und Herzschlag*. Das Netzwerk umfasst inzwischen mehrere hundert Musiker:innen und Schauspieler:innen bundesweit. So können die Stücke an Orten in ganz Deutschland von dort ansässigen Künstler:innen aufgeführt werden.

Theater, dokumentarisch und menschlich

Und das Konzept funktioniert. Vielleicht wegen der Themen, die Ruf in seinen Stücken behandelt

– Themen, die häufig zwar viel diskutiert, aber trotzdem „verkürzt oder verzerrt dargestellt werden“. So wie bei seinem ersten Stück, den *Asyl-Monologen*, die 2011 erstaufgeführt wurden. Noch heute sei vielen Menschen unbekannt, was Menschen hierzulande in Asylheimen erleben, so Ruf. Für viele der Zuschauer:innen seien die Berichte der Betroffenen in den *Asyl-Monologen* ein „Aha-Erlebnis“ gewesen.

Doch es sind nicht nur die Themen selbst, die einen starken Eindruck hinterlassen, sondern die Art ihrer Inszenierung. Michael Ruf macht dokumentarisches Theater, er beschreibt es auch als „wortgetreues Theater, wortwörtliches Theater“. Was das bedeutet, erklärt er mir so: „Ich führe Interviews mit Menschen. Diese Interviews sind sehr ausführlich, dann verdichte ich ganz stark. Es wird nichts hinzuerfunden, auch die sprachliche Ausdrucksweise dieser Personen wird beibehalten und dann erzählen Profischauspieler:innen diese Geschichten mit den Worten, die mir anvertraut wurden.“

Diese Worte richten die Schauspieler:innen von der Bühne direkt ins Publikum. Sie machen es damit beinahe unmöglich, sich den Erzählungen zu entziehen, den gelebten Erfahrungen vom Leben mit den Auswirkungen der Klimakrise, den Hürden im deutschen Asylsystem oder der gefährlichen Flucht über das Mittelmeer. Die Zuschauenden haben so nicht nur teil an diesen Erfahrungen, sondern den Eindruck, die Menschen hinter den Geschichten kennenzulernen.

„Mir ist bei all meinen Werken besonders wichtig, dass ich die Personen in den Interviews und auch in der Darstellung auf der Bühne nicht auf eine bestimmte Funktion reduziere. Dass sie nicht nur Funktionsträger von irgendeinem Thema sind, sondern dass wir als Zuschauende diese Person wirklich als Menschen erkennen.“

Michael Ruf

Intensiviert wird das Gesagte an manchen Stellen von den Klängen von Streichern und Klavier, die mit den Schauspieler:innen auf der sonst leeren Bühne stehen. Die bewusst „sehr puristische, aufs Wesentliche reduzierte Inszenierung“ erlaubt es den Geschichten, für sich zu stehen und ihre volle Wirkung zu entfalten.

„Es geht darum, Geschichten von Menschen zu erzählen. Diesen Themen, die oft so abstrakt wirken, ein menschliches Gesicht zu geben und sie so verständlich und greifbar zu machen.“



Von der Idee auf die Bühne

Wie genau aber findet Ruf die Leute, deren Geschichten wir später auf der Bühne hören? „Das ist ein Prozess, der viel Geduld erfordert“, nickt er auf meine Nachfrage. Nach der ersten Idee für ein Stück stünden Gespräche mit Aktivist:innen und Expert:innen, von da an sei es „ein ständiges Sich-Durchfragen, ein ständiges Netzwerken von Organisation zu Organisation“ bis hin zu mehreren potenziellen Interviewpartner:innen.

Nach dem ersten Kennenlernen muss dann entschieden werden, welche Personen für weitere Gespräche und die Umsetzung auf der Bühne infrage kommen. Eine schwierige Entscheidung, so Ruf, denn „im Grunde sind alle Geschichten erzählenswert“. Umso wichtiger sei es, sich die Zeit zu nehmen, um herauszufinden, „welche Geschichten auf einer Theaterbühne in so einer Art und Weise funktionieren, dass es viele Leute berührt – und die dazu führt, dass die Leute sich im besten Fall in irgendeiner Form ändern.“

Bei den *Klima-Monologen* lenkt zudem jede persönliche Erzählung den Blick auf eine verheerende Konsequenz der Klimakrise in einer bestimmten, besonders betroffenen Region: Da ist die Geschichte der Viehhirtin aus Kenia, die fast ihre gesamte Herde an die immer schlimmeren Dürren verliert. Die Geschichte der Krankenschwester aus Kalifornien, deren Krankenhaus von Waldbränden eingekesselt wird. Die Geschichte des jungen Mannes aus Pakistan, dessen Dorf von einem Gletscherausbruch fortgerissen wird. Und die Geschichte der Reisbäuerin aus Bangladesch,

die ihre Ernte und schließlich sogar einen Teil ihrer Familie an die wiederkehrenden Überflutungskatastrophen verliert.

Dem Widerständigen eine Stimme geben

Angesichts solcher Geschichten kann es schwierig sein, nicht mutlos zu werden. Doch es geht auch nicht darum, die Situation zu beschönigen, sondern gerade darum, den Finger in die Wunde zu legen. Ruf möchte keinen „billigen Zweckoptimismus“ verbreiten, er will, „dass Menschen verstehen, wie dringlich diese Klimakrise ist und nicht erst morgen, übermorgen, sondern heute. Dass Leute hierzulande wirklich fühlen können, wie es Leuten heute schon geht aufgrund einer Krise, die sie nicht selbst verursacht haben.“

Gleichzeitig will er „eine reine Opfererzählung“ vermeiden. Er sucht deshalb nach Geschichten der Resilienz, „nach Widerständigem, nach Leuten, die sich aktivistisch zu wehren suchen“. Diesen Menschen will er die Möglichkeit geben, ihre Erlebnisse zu verbreiten, in ihren eigenen Worten.

Allein das Interesse an ihren Erfahrungen sei für die meisten seiner Interviewpartner:innen bereits bemerkenswert, so Ruf. Natürlich habe er den Wunsch, konkreter zu helfen. Auch darum werden am Ende mancher Vorführungen Spenden gesammelt. Sein Ziel sei aber vor allem, „dass diese Geschichten verbreitet werden, dass sich langfristig auch hierzulande etwas im Bewusstsein der Leute ändert.“

Empowerment betreiben, statt Menschen zu bekehren

Aber, hake ich nach, ist eine solche Bewusstseinsänderung mit Stücken wie denen von *Wort und Herzschlag* möglich – oder werden im Zweifel nur die Leute angesprochen, die sich sowieso schon für das Thema interessieren? Michael Ruf nickt, er kennt die Frage, sie wird ihm oft gestellt. Dabei sei es eigentlich die falsche Frage, meint er. Denn es ginge nicht darum, Menschen zu bekehren, sondern diejenigen zu erreichen, die den Themen Klima, Flucht oder Asyl grundsätzlich offen gegenüberstehen, aber noch nicht handeln.

„Die richtige Frage ist: Wieso ist es wichtig, Empowerment zu betreiben, und für wen?“

Darum finden im Anschluss an die Aufführungen fast immer Publikumsgespräche statt, bei denen Aktivist:innen Fragen aus dem Publikum beantworten. Sie verweisen an Organisationen, Proteste, Wege der Unterstützung im Kleinen und Großen, wenn – was fast immer der Fall ist – die Frage gestellt wird, was der oder die Einzelne tun kann.

„Leute in irgendeiner Form zu aktivieren, entweder das eigene Verhalten zu ändern oder sich im besten Fall politisch zu engagieren, um der Klimakrise oder dem Sterben auf dem Mittelmeer etwas entgegenzusetzen“, war von Anfang an Teil der Idee, so Ruf. Er wurde schon Jahre nach einer Aufführung von Menschen angesprochen, die ihm sagten: „Das hat etwas mit meiner Biografie gemacht.“ Gleichzeitig sollen seine Stücke Bestärkung für alle engagierten Menschen sein, ihren Aktivismus weiterzuführen.

Und in Zukunft?

Apropos weiterführen: Über 1.000 Mal hat Michael Ruf seine Stücke inzwischen bereits auf die deutschen Bühnen gebracht. Das sind rund 100 Aufführungen pro Jahr, umgesetzt von verschiedenen Ensembles in ganz Deutschland. Übertitelungen sind dabei übrigens fester Teil der Stücke, in Arabisch, Französisch und Englisch. Wenn es nach Michael Ruf geht, bleibt es nicht dabei. Langfristig, so seine Vision, soll das Projekt internationalisiert und auf Bühnen verschiedenster Länder gebracht werden.

Zunächst aber geht es im Herbst in Deutschland weiter. Den Auftakt machen am 2. September die *Klima-Monologe* beim *Träum weiter Festival* in Oranienburg. Ab da gibt es regelmäßige Aufführungen der *Klima- und Mittelmeer-Monologe* in Berlin, aber auch im Raum Bremen, in Hamburg, Dortmund und vielen weiteren deutschen Städten.

Ein letztes Wort von mir: Wenn ihr die Chance habt, eine Aufführung zu sehen, lasst sie euch nicht entgehen. Denn diese Inszenierungen rühren ans Herz. Sie machen betroffen, vielleicht sogar wütend, in jedem Fall aber lassen sie nicht kalt. Damit schaffen sie genau das, was in der Debatte so oft fehlt: Menschlichkeit. ☺

**Termine für Vorstellungen und mehr
Informationen findet ihr unter:**

www.wort-und-herzschlag.de



Stereotype aufbrechen – Foto für Foto

„Mein Lieblingsspielzeug ist ein Stein“

Nepal

Monatliches Einkommen:
96 Dollar

In unserer Fotostrecke wollen wir uns die Lieblingsspielzeuge von Kindern weltweit anschauen. Eindrucksvoller kann man die Vielfältigkeit unserer Lebensrealitäten kaum darstellen. Die Fotos stammen von dem *Dollar Street*-Projekt der *Gapminder Foundation*.

Viktoria Franke



Dollar Street wurde von Anna Rosling Rönnlund, Co-Gründerin der *Gapminder Foundation*, entwickelt. 15 Jahre lang verbrachte sie ihre Arbeitstage damit, globale öffentliche Daten verständlicher und nutzbarer zu machen. Mit der Zeit wuchs ihre Frustration: Die sorgfältige Auswahl von Daten, um sie in bunten und beweglichen Diagrammen darzustellen, machte globale Trends und Muster im Großen und Ganzen leichter verständlich. Aber das alltägliche Leben auf verschiedenen Einkommensebenen wurde dadurch nicht verständlicher. Schon gar nicht an Orten, die weit weg von zu Hause sind. "Menschen aus anderen Kulturen werden oft als unheimlich oder exotisch dargestellt", erklärt Anna: "Das muss sich ändern. Wir wollen zeigen, wie die Menschen wirklich leben. Es lag nahe, Fotos als Daten zu verwenden, damit die Menschen mit eigenen Augen sehen können, wie das Leben auf verschiedenen Einkommensniveaus aussieht. Mit *Dollar Street* kann man viele, viele Häuser auf der ganzen

Welt besuchen. Ohne reisen zu müssen.“

Indem es anhand des täglichen Lebens die Vielfalt der Lebensbedingungen aufzeigt, will das Projekt dazu beitragen, stereotype Vorstellungen und Klischees zu beseitigen. Gleichzeitig vermittelt es so ein umfassenderes Bild globaler Dimensionen von Armut und Wohlstand.

Dabei werden Alltagsgegenstände, wie beispielsweise Küchengeräte, Betten oder Zahnbürsten, in den Häusern der Familien fotografiert. Anhand dieser Fotos können Besucher:innen der *Dollar Street*-Website die Wohnverhältnisse und den materiellen Wohlstand der Menschen in verschiedenen Einkommensgruppen vergleichen.

Aktuell stellt *Dollar Street* 457 Familien in 66 Ländern auf insgesamt 43.969 Fotos vor. Tendenz steigend. Wir haben für unser Magazin eine Auswahl der Lieblingsspielzeuge der teilnehmenden Kinder zusammengestellt. Wer sich selbst durch die Welt klicken will, besucht die Webseite auf www.gapminder.org.



Nepal

**Monatliches Einkommen:
578 Dollar**



USA

**Monatliches Einkommen:
4650 Dollar**



Jordanien

**Monatliches Einkommen:
583 Dollar**



Burkina Faso

**Monatliches Einkommen:
92 Dollar**



Kolumbien

Monatliches Einkommen:
143 Dollar



Elfenbeinküste

◀ 69 Dollar

83 Dollar ▼



Lange haben wir in der Redaktion diskutiert, ob wir das zweite Foto der Elfenbeinküste zeigen wollen.

Doch Fakt ist, Kinder auf der ganzen Welt spielen mit waffenähnlichem Spielzeug und werden zu Cowgirls, Rittern oder Bogenschützinnen. Doch in Verbindung mit der Elfenbeinküste ergibt sich oft ein negativer Gedanke – jener an die Kindersoldat:innen, die auch in dieser Region stark rekrutiert werden. Wir nutzen also das Bild, um auf eben jene Kinder aufmerksam zu machen. Nach Schätzungen der Vereinten Nationen sind es über 250.000 weltweit, 100.000 davon auf dem afrikanischen Kontinent. UNICEF verschafft ihnen auf seiner Webseite Gehör und informiert über die Thematik. Schaut unbedingt rein – und macht beim nächsten Red Hand Day, dem Internationalen Tag gegen den Einsatz von Kindersoldaten, am 12. Februar 2024 mit!



◀ 6606 Dollar

30 Dollar ▲

Indien

Philippinen
1088 Dollar



Indonesien
399 Dollar



Dänemark
5342 Dollar



Äthiopien
719 Dollar



Ukraine
694 Dollar



Malawi
51 Dollar





Fotos: Privat

Dresdner-Powerteam bei der *Unicef*-Tagung: Caro (Hochschulgruppenleitung), Anne (Ortsgruppenleiterin) und Viktoria (Presseteamleitung)

Die Arbeit von Unicef beginnt im Kleinen

Meine Zeit bei Unicef

Denkt man an Nichtregierungsorganisationen (NRO) in Bezug auf unser Heft-Thema „Kinder“, gibt es kein Vorbeikommen an *Unicef*. Unsere Chefredakteurin Viktoria berichtet von ihrer eigenen ehrenamtlichen Arbeit für die NRO und der Hoffnung, die sie daraus zieht.

Viktoria Franke



Das Kinderhilfswerk der *Vereinten Nationen* ist eine der bekanntesten NRO weltweit und mit einem Budget von 8,2 Milliarden US-Dollar und über 13.000 Mitarbeitenden auch eine der größten. Über *Unicef* müssen wir nicht mehr berichten, es ist – zum Glück – in aller Munde. Im Kleinen jedoch wissen viele nicht,

wie die Arbeit funktioniert. Ich selbst habe dieses internationale Ausmaß der Organisation in meiner ehrenamtlichen Arbeit für *Unicef* kaum gemerkt. Es war vielmehr ein großartiges Miteinander an Menschen, die ich bis heute nicht missen möchte. 2014 hatte ich mich für eine Mitarbeit im Presseteam der Ortsgruppe Dresden beworben. Die Aufgaben klangen genau nach



meinem damaligen PR-Job: die *Unicef*-Arbeit in den lokalen Medien bekannt machen, Presseverteiler und den Kontakt zu den Medien pflegen. Und genau das durfte ich die darauffolgenden Jahre machen, inmitten eines kleinen, engagierten Teams vom Teenie- bis ins Rentenalter. Als die Zusage kam, hüpfte ich vor Freude durch meine Wohnung, als hätte ich einen Millionenauftrag bekommen. Bis ich 2017 kürzertreten musste, war es die erfüllendste und zugleich frustrierendste Aufgabe, die ich kannte ...

Irre, was wir alles gemacht haben

Wir haben viel auf die Beine gestellt, angeführt von unserer Leiterin Anne Bibas, einer „furchtlosen Anführerin“, bei der ich bis heute nicht verstehe, wie sie das mit gerade mal 30 UND Mama-Sein UND einem Vollzeit-Marketingjob nebenbei auf die Reihe bekommen hat. Es gab diverse Spendenläufe, Informations- und Unterhaltungsstände auf den größten Festivitäten in Dresden oder 25.000 Euro Pfandsammeln bei den

Konzerten der „Filmnächte am Elbufer“. Unser Jugendteam hat einen Flashmob organisiert, das Presse- team ein Pressefrühstück. Wir veranstalteten ein Benefizkonzert und eine Benefiz-Kunstauktion. Und alle zusammen haben als Team beim „*Semperoperball*“ 2017 tausende an Losen für die Tombola verkauft und so 19.000 Euro an Spenden eingenommen. Vor allem aber bleibt mir der Advent in Erinnerung, wenn wir stundenlang in einem Einkaufszentrum saßen, mit Menschen ins Gespräch kamen und die berühmten *Unicef*-Postkarten verkauften.

Unicef selbst als Organisation war immer im Hintergrund unterstützend dabei: Wir haben zu allen Projekten des Kinderhilfswerks Informationen bekommen, es gab eine eigene *Facebook*-Gruppe zum Austausch zwischen allen Ehrenamtlichen in Deutschland. Selbst eine gemeinsame Tagung mit Workshops und Informationsveranstaltungen mit Vorstand und der Geschäftsstelle durfte ich miterleben.



Unicef-Geschäftsführer Christian Schneider mit dem von uns Dresdnerinnen entworfenen *Unicef*-Schweinchen



Unser Pressefrühstück –
leider mit mehr *Unicefler:innen* denn Presse

Warum also der Frust?

Es ist wie so oft im Ehrenamt: Man brennt für das, wofür man seine Freizeit „aufopfert“. Als 2015 die sogenannte Flüchtlingskrise begann, gab es immer wieder regelrechte Anfeindungen gegenüber unserem Team. „Hier in Deutschland verhungern jeden Tag Kinder und denen helfst ihr nicht!“, war eine wiederkehrende Kritik an der Arbeit von *Unicef*. Was nicht stimmt, denn auch in Deutschland ist das Kinderhilfswerk tätig und setzt sich für die Rechte von Kindern ein. Aber da halfen all die Talking Points der Geschäftsstelle nichts, der Hass stand uns uneinsichtig gegenüber. Das waren jedoch gar nicht die wirklich frustrierenden Momente. Die kamen für mich persönlich vielmehr, wenn wir viel Zeit und Schweiß in eine Aktion investiert haben, die Presse informierten und NICHTS passierte. Kein Hinweis in der Zeitung, keine Ankündigung, nichts. Oder dass zu unserem Pressefrühstück mehr *Unicefler:innen* kamen als Presse. Was bei einem normalen PR-Job auch passieren kann, frustrierte mich umso mehr, wenn es um das Wohl von Millionen von Kindern auf der Welt ging. Die Gleichgültigkeit war schwerer zu ertragen als der Hass. Selbst auf dem *Semperpernball*, der solch ein Erfolg war, war es traurig zu sehen, wie viele der „VIPs“ sich trotz drei- und vierstelliger Ticketpreise nicht für ein Los und unsere Arbeit interessierten. Sich angesichts dieser großen Aufgabe so hilflos und klein zu fühlen, nagt an einem.

... und dennoch habe ich Hoffnung

Das Schöne: Ich war mit diesen Gedanken nie allein. Wir alle saßen als Gemeinschaft zusammen und wollten am liebsten „nur noch kurz die Welt retten“. Jedes Alter, jede Hautfarbe, jedes Geschlecht. Weltretter:innen eben. Und dieses kleine Feuerchen tragen wir alle noch in uns. Viele sind noch bei *Unicef*, andere, wie ich, sind weitergezogen. Manchmal thematisch, manchmal geografisch. Bei mir war es beides. Und nun versuche ich eben, die Welt aus dem Ruhrgebiet heraus ein wenig mit Good News besser zu machen. Wer mir aber wirklich Hoffnung gibt, ist Anne. Unsere damalige „furchtlose Anführerin“: Mit 27 Jahren wurde sie jüngste Chefin einer deutschen *Unicef*-Ortsgruppe, 2015 erlebte ich dann live, wie sie in das höchste Gremium in Deutschland, das *Unicef*-Komitee, gewählt wurde. Dort kämpfte sie dafür, dass auch jüngere Leute eine Stimme bekommen – mit Erfolg. Die Hochschulgruppen *Unicefs* sind mittlerweile stimmberechtigt. In ihren zehn Jahren als Leiterin haben ihre Teams 400.000 Euro für *Unicef* gesammelt – und das wird auch gewürdigt: 2022 wurde Anne von der Stadt Dresden mit der Ehrenmünze, der dritthöchsten Auszeichnung der Landeshauptstadt, ausgezeichnet. Weil eben jede verkaufte Postkarte, jedes gesammelte Pfand und jeder informierte Mensch doch etwas zählt. Das macht mich glücklich! ☺



Einsatz beim *SemperOpernball* für *Unicef*.

Das können sich Medienmacher:innen von
GEOlino und Co. abschauen

Kinderjournalismus, der bessere Journalismus?

Kinderjournalismus ist einfacher verständlich, lösungsorientierter und praxisnaher. *GEOlino*-Redakteurin Verena Linde erklärt im Interview, welches Potential darin steckt, wenn sich auch Erwachsenenjournalismus mehr an diesen Attributen orientieren würde.

Nina Kegel



Geht es um komplexe Phänomene wie die Klimakrise, tendieren überregionale Qualitätsmedien schnell zu Fachjargon und Logiksprüngen. Verständlich erklären, was es denn nun mit Treibhauseffekt und Co. auf sich hat, fällt einigen Journalist:innen, die über diese Themen schreiben, hingegen schwer. Dessen ist sich auch Verena Linde sicher. Sie ist seit 15 Jahren bei *GEOlino* Textredakteurin und nimmt seit 2020 als *Leitung redaktionelle Formate* zudem eine Schnittstellenfunktion zwischen Organisationen oder anderweitigen Akteur:innen ein. In den letzten anderthalb Jahrzehnten hat sie ein ausgeprägtes Verständnis für Kinderjournalismus entwickelt, im Speziellen dafür, wie Kindern komplizierte Sachverhalte vermittelt werden können. Mit dem *Good News Magazin* hat sie darüber gesprochen, welche Herausforderungen es mit sich bringt, für Kinder zu schreiben – und was sich große Medienhäuser vom Kinderjournalismus abschauen könnten.



GEOlino

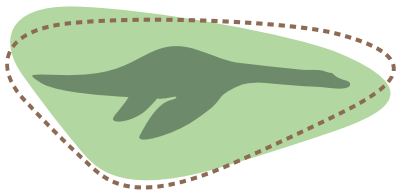
Seit 1996 erklärt die Kinderzeitschrift *GEOlino* des Hamburger Verlagshauses *Gruner + Jahr* Leser:innen von neun bis 13 Jahren die Phänomene ihrer Lebenswelt.

Behandelt werden dabei Themen wie Natur, Wissenschaft, Geschichte und Kultur. Seit 2009 gibt es außerdem das Format *GEOlino Mini*, das sich an Kinder von fünf bis acht Jahren richtet, danach folgte *Mein erstes GEOlino Mini* für Entdecker:innen von drei bis fünf Jahren.





Ella Vereno-Linde



Good News Magazin:
Verena, erzähl mal: Was ist das Tolle an Kinderjournalismus?

Verena Linde: Du hast eine ganz andere Themenfreiheit. Grundsätzlich kannst du fast alles machen. Wenn ich jetzt sage: Ich wollte schon immer mal eine Geschichte über Kaiser Nero schreiben, kann man da bei uns einen Platz finden. Du kannst eigentlich jedes Thema pitchen, worauf du Lust hast. Das macht unheimlichen Spaß. Vielleicht hast du auch mehr Faktor Wahnsinn und Quatschmöglichkeiten. Das zeigt sich, wenn wir zum Beispiel Tiere „interviewen“, also die Fakten in ihren ausgedachten Antworten verpacken. Das hat mit einem Heft über Dinosaurier angefangen – eigentlich war ich nicht scharf auf das Thema, inzwischen bin ich die Superexpertin bei uns zu Dinos: Damals hatten wir ein Stück drin, wo wir Filmdinos fiktiv interviewen und die einmal zu Wort kommen, wie sie ihre Rolle finden und was daran eigentlich totaler Quatsch ist. Denn natürlich entsprechen viele Dinos, die in den Sechzigern, Siebzigern oder Achtzigern erschienen sind, gar nicht mehr dem wissenschaftlichen Stand von heute. Zum Beispiel sagt dann einer: „Im Film musste ich die ganze Zeit meinen Schwanz auf den Boden legen, das würde ich im wahren Leben nie machen.“ So etwas transportiert dann trotzdem noch Wissen – und in diesem Fall geht es eben darum, dass die Wissenschaft immer weitergeht und neue Erkenntnisse liefert – und das Ganze ist trotzdem noch lustig zu lesen. Und eben auch lustig zu schreiben, muss man sagen.

Wie schaffst du es, dich in die Position von Kindern zu versetzen?

Das wundert mich manchmal selber auch. Also inzwischen habe ich Kinder, hatte ich aber nicht, als ich angefangen habe. Klar, man hat so ein bisschen Kontakt zu Kindern, wenn man eine Reportage über sie macht, ein Portrait, und sie dann trifft. Wir haben auch immer mal Schulklassen eingeladen, die eine Heftkritik gemacht haben. Dann sieht man die Leserinnen und Leser mal wirklich und gewinnt durch den direkten Kontakt auch Erkenntnisse – zum Beispiel, dass man bei englischen Wörtern noch die Aussprache dazuschreiben sollte. Aber viel liegt auch einfach im Bauchgefühl, das man mit der Zeit

bekommt. Es sind nicht die besten Autoren und Autorinnen, die selber Kinder haben, das spielt da gar nicht so eine Rolle.

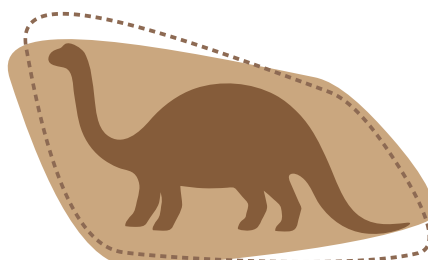
Wo liegt der größte Unterschied zwischen Kinderjournalismus und „normalem“ Journalismus für Erwachsene?

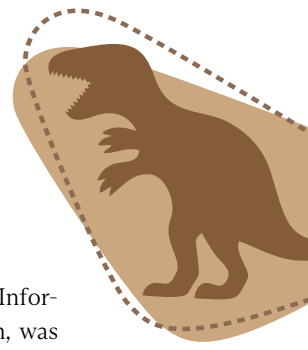
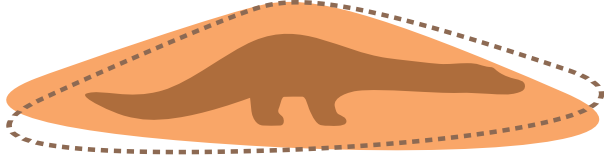
Man kann unsere Texte gut – und das werden sie auch – Erwachsenen vorsetzen. Umgekehrt ist es schwieriger. Wir achten zum Beispiel darauf, keine Fremdwörter zu benutzen, ohne sie zu erklären – oder wir benutzen sie eben nicht. Auf der anderen Seite müssen wir bei Erklärungen lückenlos erklären, immer ganz transparent von einem Schritt zum nächsten gehen, ohne Verständnissprünge. Deswegen scheuen wir uns in Interviews auch nicht zu sagen: „Und jetzt erklären Sie es mir bitte nochmal, als wäre ich neun.“ Ich habe auch schon erlebt, dass Experten dann in so einen Ton-Singsang verfallen, als wäre ich drei Jahre alt. Schon eine Erfahrung [lacht]. Aber das ist das, was uns unterscheidet – und Erwachsene zu schätzen wissen, wenn sie unsere Texte lesen. Die Ansprache ist gar nicht so anders. Sie ist vielleicht so ein bisschen näher und persönlicher, aber sie darf auch nie anbiedernd oder pseudocool sein, sonst verlieren wir gleich ganz viele Leser und Leserinnen. Außerdem achten wir intuitiv darauf, die Kinder nicht zu überfordern und ratlos zurückzulassen, was man Erwachsenen vielleicht noch mehr zumuten würde, obwohl es auch bei ihnen nicht sinnvoll ist.

Wie setzt ihr das konkret im Magazin um?

Wie setzt ihr das konkret im Magazin um?

In der Rubrik *Weltretter* stellen wir Kinder vor, die helfen, sich irgendwie engagieren, sei es für die Umwelt, sei es sozial. Da geht es uns darum, ein Vorbild zu schaffen und nachahmenswert darzustellen, auch mit konkreten Hinweisen. Wir haben bei dieser Rubrik nicht nur dieses kleine Porträt, sondern auch zwei Kästen. Der eine betrifft *Wissen*, der andere *Machen*. Im *Wissen*-Kasten bieten wir Hintergründe zu dem allgemeinen Thema und unter *Machen* geben wir den Kindern Tipps an die Hand, wie sie selbst etwas be-





Journalismus für Erwachsene wird häufig dafür kritisiert, diese Handlungsoptionen eben nicht aufzuzeigen. Wieso läuft das im Kinderjournalismus besser?

wirken können. Kinder fordern das mehr ein. Die sagen auch manchmal bei einer UNICEF-Geschichte [Magazinformat in Zusammenarbeit mit dem Kinderhilfswerk der Vereinten

Nationen, Anm. d. Red.]: „Wie kann ich selber was für das Mädchen xy tun, damit es wieder genügend Schulhefte hat? Ich möchte was tun!“ Das tun Erwachsene in dem Maße vielleicht nicht. Sie sind abgeklärter, haben sich daran gewöhnt, dass es Missstände gibt, an denen sie nichts ändern können. Aber ich glaube, dass der Impuls auch öfter da ist, dann vielleicht nicht laut gemacht wird und dass die Angebote bestimmt wahrgenommen werden. Denn wer kennt sich denn wirklich mit den Möglichkeiten des Ehrenamts aus? Das sind ja nur ganz, ganz wenige, die dann wirklich auf die Suche gehen. Es springt einen ja nicht so an. Wenn Journalismus da noch konstruktiver würde, wäre das bestimmt ein Feld, das auf fruchtbaren Boden stößt bei den Leserinnen und Lesern.

Kinderjournalismus heißt auch, sehr komplexe Themen und Inhalte einfach herunterzubrechen. Welche Herausforderungen bringt dieser Zwang zur Einfachheit mit sich?

Wir müssen uns einfach mehr Zeit und Platz nehmen, um etwas zu erklären, um es vollständig, von vorn und ohne Lücken erklären zu können – und vielleicht auch mal die Optik zur Hilfe zu nehmen. Wichtig ist aber, nicht

so sehr zu vereinfachen, dass es nicht mehr stimmt. Wir haben eine Verifikation in der Redaktion, einen Fact-Checker, der alles noch mal anguckt und prüft. Der springende Punkt ist, dass wir als Journalistinnen und Journalisten auch den Sachverhalt verstehen müssen. Man hat manchmal das Gefühl, wenn man in die Medien guckt, dass jemand da, wo er es nicht so richtig durchdrungen hat, vielleicht einen ganz kleinen Sprung in der Geschichte drin hat. Das können wir uns nicht erlauben.

Erklärt man Kindern ihre Lebenswelt, kann man die Klimakrise längst nicht mehr ausklammern. Wie schaffst du es, Kindern dieses bedrückende Thema näherzubringen und dich nicht selbst davon unterkriegen zu lassen?

Wir wollen den Kindern Informationen darüber geben, was für sie relevant ist. Ihnen den Blick auf die Welt ermöglichen und den kritischen, den erklärenden und den anregenden. Und da gehört die Klimakrise unbedingt dazu. Gleichzeitig ist es für mich ein Motivationsfaktor. Also klar, es ist mein Bürojob, ich werde

dafür bezahlt. Aber ich sehe darin ja viel Sinn. Es ist ja ein Bürojob, den ich als sehr, sehr sinnstiftend empfinde. Und wenn ich meinen Beitrag leisten kann, indem ich darüber aufkläre und kommuniziere, was man tun kann, wie es etwas besser werden kann, dann ist das für mich eine Bereicherung und keine Belastung.

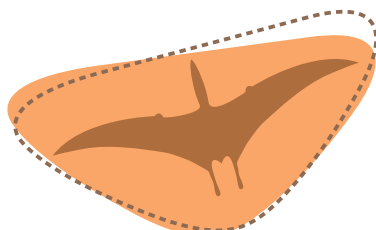
Inwiefern beschäftigt es dich auch persönlich, dass du über die Klimakrise recherchierst?

Ich habe mal einen Selbstversuch gemacht, einen Insektenburger gegessen. Da ging es um Fleisch-Ersatz und dergleichen und da habe ich das

eben probiert – das hätte ich sonst bestimmt nicht gemacht [lacht]. Der war aber lecker! Oder auch so Kleinigkeiten, wie man Plastik vermeiden kann, und das hat man dann im Hinterkopf. Das ist vielleicht etwas, das man sowieso weiß, aber wenn man gerade darüber geschrieben hat, dann ist man da noch ein bisschen disziplinierter.

Was war dein Lieblingsartikel?

Das weiß ich sofort: Das war eine Geschichte über einen 14-Jährigen, der das Segelfliegen lernt. Das war total cool, weil ich da ein ganzes Wochenende mit den Kindern abgehängt habe auf dem Segelflugplatz, ich selbst auch segelfliegen durfte und abends mit am Lagerfeuer saß. So konnte ich richtig tief einsteigen in das, was mich selbst auch interessiert, und sogar die Fliegersprache in den Text einfließen lassen. Das war eine richtig runde Sache und hat mir sehr Spaß gemacht! ☺



*Nachkommende Jungs-Generationen
brauchen positive Vorbilder*

Mann, ist das kompliziert?



Illustration: Yomic Giss

Für Männer ist Mann-sein komplizierter geworden, weil sie gleichzeitig stark UND sensibel, ruhig UND kommunikativ, rational UND empathisch sein müssen. Doch die gute Nachricht lautet, diese Zeit der Uneindeutigkeit ist auch eine enorme Chance, positive Vorbilder zu benennen und Männlichkeit neu zu definieren, meint Florian Vitello, Co-Gründer des *Good News Magazin*, und hat auch gleich die Community gefragt, wer ihre Vorbilder für eine neue Männlichkeit sind.

Florian Vitello



„Sag mal, warum rasieren sich so viele Frauen heute die Haare kurz?“, fragt mich Jonas. Wir sitzen bei Sonnenschein im Görlitzer Park in Berlin und philosophieren seit Stunden über das Leben. Die Frage kommt wortwörtlich aus heiterem Himmel und sie gehört in die beliebte Kategorie von Fragen, die mir meine heterosexuellen Freunde unter vier Augen stellen, weil sie die meisten Frauen so etwas nicht fragen wollen und weil sie denken, dass ich als Mann, der Männer liebt, regelmäßig geheime Briefings zu aktuellen Entwicklungen vom anderen Geschlecht erhalte.

Toxische Männlichkeit, ein Gesellschafts-gift

Ich atme tief ein und wieder aus, denn ich muss mir Zeit zum Nachdenken verschaffen. „Ich verstehe das nicht, warum würde eine Frau freiwillig ein Stück ihrer Femininität abgeben?“, legt Jonas nach. Im selben Moment fährt eine junge Frau mit langem blondem Haar, in das sie Blumen eingeflochten hat, auf einem Leihrad vorbei. Zwei groß gewachsene Männer stellen sich ihr in den Weg, sie muss leicht ausweichen. „Hey Süße, halt doch mal kurz an, wir wollen dir was zeigen“, rufen sie ihr hinterher und pfeifen.

Neben modischen und einer Vielzahl anderen Gründen haben mir Freundinnen von ihrer Motivation

berichtet, androgyner oder weniger offensichtlich feminin auftreten zu wollen – sie haben beinahe alle mit toxischer Männlichkeit zu tun. Ob es um Hackordnungen auf der Arbeit oder um sexuelle Belästigung im Alltag geht.

Toxische Maskulinität, das ist jungen, gebildeten Männern ein Begriff heutzutage. Sie verbinden damit meist aggressives, emotionsloses, starres Verhalten, das allen Beteiligten schadet, nicht zuletzt den Männern selbst. Das Konzept macht aber nicht bei den Jungen halt, die Generation unserer Väter und Großväter bekommen ebenfalls zu spüren, dass sich die Verhaltensregeln der Gesellschaft ändern. Auch Jonas und ich wissen ziemlich genau, welche traditionell mit Männlichkeit verknüpften Verhaltensmuster heute als verpönt gelten. Und das ist auch gut so.

Mann – ist das kompliziert!

Gleichzeitig wissen wir aber genauso, dass es weder ausreichend noch praktikabel ist, alle als typisch männlich gelesenen Verhaltensmuster abzulegen oder gar ins Gegenteil zu verkehren. „Überlagerung von Männlichkeitsanforderungen“ nennen Experten wie Markus Theunert das Phänomen. Der Psychologe und Gründungspräsident des *Dachverbands Schweizer Männer- und Väterorganisationen* meint damit, dass es kompliziert geworden ist, Mann zu sein, weil alte Performer-Ideale wie „Echte Männer weinen nicht“ und neue Anforderungen emotionaler Kompetenz wie „Echte Männer weinen“ gleichzeitig gelten.

Der Görlitzer Park ist wie ein Brennglas für diese Widersprüchlichkeit der Männlichkeitsbilder: Ein Mann mit langem Pferdeschwanz macht oberkörperfrei Pilates mit Ring; ein zwei Meter großer, blonder Papa in Birkenstocksandalen trägt sein Baby in der Manduca; eine Gruppe Latinos tanzt Salsa; vier Freunde mit *Galatasaray*-Trikot spielen Fußball; ein junger und ein älterer Mann liegen knutschend auf einem Handtuch; eine Gruppe Studenten mit lackierten Fingernägeln grillt Bauchspeck und säuft um die Wette; an der Ecke gibt es Stress zwischen zwei Drogendealern, weil der eine vermeintlich die Freundin des anderen zu lange angeschaut hat.



Das Potenzial der Uneindeutigkeit

Auch wenn einige Männer sich damit sichtlich schwer tun - das Schöne an der vorherrschenden Uneindeutigkeit ist das Potenzial des Umbruchs. Wir leben in einer Zeit, in der wir als Gesellschaft zunehmend reflektieren, dass es zwar Männlichkeitsnormen gibt, diese aber weder gottgegeben noch unumstößlich sind. Wer das einmal verstanden hat, macht sich frei, eigenmächtig zu entscheiden, wie er Mann sein will. Die Möglichkeit steht im Raum, zukünftig eine eigene männliche Identität aufzubauen, in der persönliche Stärken ausgelebt werden können, ohne dabei schädliche Muster der Vergangenheit zu wiederholen.

Damit das gelingen kann - insbesondere bei Jungs und jungen Männern -, braucht es allerdings einige gesellschaftliche Grundvoraussetzungen:

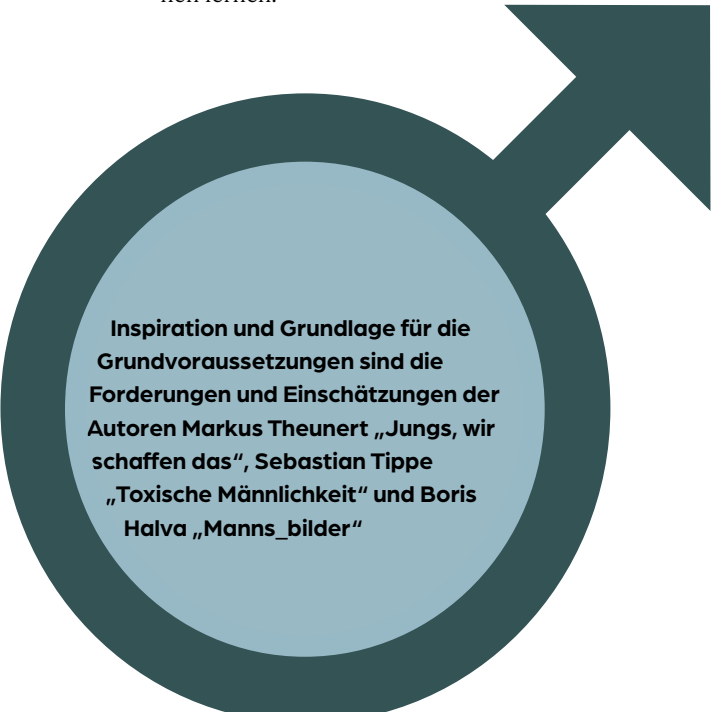
Authentizität anerkennen: Eine Gesellschaft, die junge Männer ermutigt, sich selbst zu entdecken und ihre Emotionen und Interessen ohne Angst vor Stigmatisierung auszudrücken, schafft Räume für persönliche Entwicklung und Resilienz. Dafür müssen Offenheit und Ehrlichkeit zu Tugenden werden, die Wertschätzung erfahren.

Emotionale Intelligenz fördern: Jungen Männern beizubringen, wie sie ihre eigenen Gefühle erkennen und mit Empathie auf die Gefühle anderer reagieren können, stärkt ihre zwischenmenschlichen Beziehungen und ihre Fähigkeit, Konflikte auf gesunde Weise zu bewältigen. Außerdem hilft es dabei, eine Ambiguitätstoleranz aufzubauen, mit der schon Jungs im frühesten Alter gelassener mit Uneindeutigkeiten umgehen lernen.

Stärken und Leidenschaften fördern: Junge Männer sollten ermutigt werden, ihre individuellen Stärken und Leidenschaften zu erkunden und zu entwickeln. Hierbei muss völlig egal sein, ob es sich um Sport, Kunst, Wissenschaft oder soziales Engagement handelt - das Verfolgen ihrer Interessen wird sie nicht nur selbstbewusster machen, sondern auch dazu beitragen, ihre Gemeinschaften positiv zu beeinflussen. Das muss für die Billy Elliots dieser Welt ebenso gelten wie für die Cristiano Ronaldos unserer Zeit.

Offene Dialoge und Unterstützung: Menschen müssen miteinander reden. Offene Diskussionen über Männlichkeit und Geschlechterrollen sind der Schlüssel. Familien, Bildungseinrichtungen oder Vereine beispielsweise können dazu beitragen, diese wichtigen Gespräche zu fördern und jungen Männern die Unterstützung zu bieten, die sie auf ihrem Weg benötigen.

Vielfältige männliche Vorbilder: Last but not least, der vielleicht wichtigste Faktor: Vorbilder! Nichts prägt und inspiriert so sehr wie uns wiedererkennen zu können in den Protagonisten unserer Bücher, Games und Filme. Während einerseits hypermaskuline Zerrbilder noch immer populär sind und Heerscharen junger Männer in die Fänge eines Andrew Tates locken, nimmt andererseits die Popularität von Antihelden und Normalos wie Otis aus *Sex Education* explosionsartig zu. Und auch im Alltag können wir auf eine Vielzahl von männlichen Vorbildern aus der Geschichte, Kunst oder Wissenschaft verweisen, die ihre Sensibilität nutzen, um tiefe Emotionen auszudrücken, oder die durch ihre Neugier die Welt verändern. Authentische Vorbilder zeigen, dass wahre Stärke darin liegt, man selbst zu sein, ohne sich in enge Klischees zwingen zu lassen.



Inspiration und Grundlage für die Grundvoraussetzungen sind die Forderungen und Einschätzungen der Autoren Markus Theunert „Jungs, wir schaffen das“, Sebastian Tippe „Toxische Männlichkeit“ und Boris Halva „Manns_bilder“

Darum habe ich mich umgehört und viele verschiedene junge und ältere Männer aus Deutschland gefragt, wer ihre Vorbilder waren oder sind. Die Antworten stehen für sich:

„Vor Andrew Porfitz habe ich Respekt. Seine Rolle Ben in Almost Fly, wo er einen schwarzen Deutsch-Amerikaner in den 90ern spielt, war Key für mich.“

„Phil Dunphy von Modern Family ist einfach der lustigste, nerdigste und liebenswerteste Vater, Ehemann und Schwiegersohn. Der Mann hat keine Angst zu weinen – jeder Mann sollte ein bisschen so sein wie Phil.“

„Mein Vater und mein Opa sind einfach meine größten Idole. Alles, was die beiden machen, machen sie mit Liebe. Mein Onkel ist auch so, den interessiert es null, was andere über ihn denken, trinkt kein Bier, schaut keinen Fußball und lebt sein Leben.“

„Ryan Gosling, er ist einfach nur Ken und das reicht!“

„Der erste Name, der mir eingefallen ist, ist gerade aufgrund des Skandals im spanischen Fußballverband in den Medien, Héctor Belle-rín. Für mich symbolisiert er genau diese Werte, in dem er seine Stellung und Privilegien in einem extrem patriarchalischen Teil der Gesellschaft riskiert und gegen den Strom schwimmt, um anderen Leuten zu helfen.“

„Mehr Männer sollten Justin Baldoni kennen.“

„Peter Lustig, weil er ein Tüftler war und ein Aussteiger.“

„Mein Lateinlehrer war unendlich fürsorglich, liebevoll und weise, so wollte ich auch immer sein; mein Englischlehrer war enorm gebildet, streng, aber fair, und hat uns immer gleichzeitig gefördert und gefordert. Auch das imponiert mir bis heute.“



„Ich hatte nur toxische Männer um mich rum. Darum habe ich selbst definiert, was für ein Mann ich sein will.“

„Barack Obama. Er vereint die modernen Werte und ist zielgerichtet wie die traditionelle Männlichkeit, aber zeugt auch von Sensibilität.“

„Vicco von Bülow aka Lorient hat schon früh alle Normen gesprengt, das war mir immer eine Inspiration.“

„Ein Spruch von Benjamin Franklin hat mein Verhalten geprägt: ‚Ein wahrhaft großer Mann wird weder einen Wurm zertreten, noch vor einem Kaiser kriechen.‘“

„Dudes wie Jan Böhmermann, Claus von Wagner, Thommy Schmidt und vor allem El Hotzo sind Goals.“

„Gaz Oakley ist jemand, zu dem ich sehr aufblicke. Das ist ein veganer Koch, der auf YouTube sehr präsent ist und seinen Lebensweg möglichst im Einklang mit der Natur gestaltet.“

„Figuren wie Severus Snape oder Prinz Zuko aus Avatar haben mir Bestätigung gegeben, dass Helden nicht immer beliebte, überglückliche Typen sein müssen, die überall im Mittelpunkt stehen.“

„Moritz Neumeier ist der Hammer! Der Mann geht mit nem Rock, Nagellack und pinkem Mikro auf die Bühne und spricht das nicht mal an. Dann erzählt er einfach über seine Depressionen und Wutanfälle und wie er Therapie macht. Er schraubt seine Karriere für die Kids zurück, weil seine Frau vorher dasselbe gemacht hat. Der legt sich mit Nazis an, wird von Linken auf ein Podest gehoben, spielt kurz mit, hackt das Podest dann in 1000 Stücke und verkündet öffentlich ‚Das war dumm, hört nicht auf mich, ich weiß das doch auch nicht‘ - Die Eier muss man erstmal haben!“



„Große Menschenrechtler und Widerstandskämpfer wie Nelson Mandela, Abdul Sattar Edhi, Ai Wèiwèi, Mahatma Ghandi, Martin Luther King Jr. oder Desmond Tutu.“

„Tom Hiddleston: Krank talentiert, enorm gebildet, charmant, lässig und ich liebe seine Rolle als ewigen Antihelden Loki.“

„Das meiste habe ich mir von starken Frauen abgeschaut, die übel klug und tough sind, dabei aber immer auch an andere denken.“

„Ich liebe Rap und Hip-Hop, aber das Männerbild da macht mich oft fertig. Darum liebe ich Künstler wie Casper, Sammy Deluxe, Alligatoah oder Jan Delay in Deutschland und Childish Gambino, Chance the Rapper oder Lil Nas X in den USA, weil sie krasse Texte schreiben und dabei sich selbst treu bleiben (Lil Nas X macht sogar offen queere Videos!), aber ohne dabei nach unten zu treten.“

„Herr Kalkofe und Herr Welke haben schon mit ihrer Synchro von Little Britain damals bewiesen, dass sie keine Angst haben, als alte weiße Männer (wie ich auch einer bin) mit allen Tabus zu brechen und Klischees gnadenlos durch den Kakao zu ziehen.“

„In meiner Jugend hatte ich keine positive männliche Identifikationsfigur, was zu einigen Problemen geführt hat. Die ersten Vorbilder waren dann eher abstrakt, wenn auch bis heute relevant, die Stoiker wie Marcus Aurelius oder Seneca. Später wurde es dann mein erster Chef im Hiwi-Job. Ein Mann, der dem klassischen traditionellen Bild von Männlichkeit komplett widersprach, etwas eigen und nicht so gesellschaftstauglich war und mich doch unterstützte und mir beibrachte, mich selbst zu akzeptieren und an mir zu arbeiten.“

„Ich feiere Typen wie Robert Habeck, Kevin Kühnert oder Gregor Gysi, weil sie Fehler zugeben können, Schwächen zeigen, ihre Entscheidungen erklären und in der Politik das Gegenmodell sind zu Typen wie Friedrich Merz, Scholz, Schröder, Putin, Berlusconi oder wie sie alle heißen.“





„Diese Frauen sind unglaublich stark“

Geburtshilfe leisten, wo sie am nötigsten ist

Bernadette Eser war als Gynäkologin mit *Ärzte ohne Grenzen* in Sierra Leone und Afghanistan. Im Interview erzählt sie von Herausforderungen, Erfolgsgeschichten und der Hoffnung auf nachhaltige Verbesserungen.

Luisa Vogt



„Es war die beste Entscheidung überhaupt“, sagt Bernadette Eser über ihren Einsatz mit *Ärzte ohne Grenzen* in Afghanistan. Eser, blonde Locken und blitzende Augen, hat sich aus München zugeschaltet, vor wenigen Wochen ist die Gynäkologin dorthin zurückgekehrt. Als sie diesen Satz sagt, sprechen wir schon über eine halbe Stunde. Es gibt viel zu berichten, bewegende Geschichten von Patientinnen und Mitarbeiterinnen, von Herausforderungen und Hilfsbereitschaft. Mich interessiert, wie nachhaltige Geburtshilfe dort möglich ist, wo die medizinische Versorgung fehlt. Eines wird schnell klar: Die Frauen vor Ort sind entscheidend.

Bessere Überlebenschancen für Mütter

Eser ist seit 2014 als Gynäkologin in Deutschland tätig, zuletzt arbeitete sie in München als Oberärztin in der Geburtshilfe. In den letzten Jahren jedoch fehlte ihr zunehmend die Sinnhaftigkeit im Arbeitsalltag. „Dann hab ich mich daran erinnert, dass ich als Kind eigentlich immer wusste: Ich will da arbeiten, wo medizinische Hilfe gebraucht wird.“ Also bewarb sie sich bei *Ärzte ohne Grenzen*. Wenige Monate später brach sie auf zu ihrem ersten Einsatz. Zunächst ging es für vier Wochen nach Sierra Leone, danach für drei Monate nach Afghanistan. Beide Länder zählen nach Angaben der WHO zu den Ländern mit der höchsten Müttersterblichkeitsrate weltweit. In vielen anderen Regionen der Welt sind Schwangerschaften noch immer eine, wenn nicht sogar die hauptsächliche Todesursache für junge Frauen. Auch viele Kinder sterben durch mangelnde Gesundheitsversorgung vor, während oder wenige Wochen nach der Geburt. Umso wichtiger sind Organisationen, die dazu beitragen, die medizinische Versorgung in der Geburtshilfe zu verbessern. Gerade für Mütter erhöhen sich die Überlebenschancen so erheblich. Das bekräftigt auch Bernadette Eser: „Dass die Mutter nicht überlebt, habe ich selbst nicht erlebt. Es passiert leider, es passiert aber durch die Arbeit von *Ärzte ohne Grenzen* sehr wenig.“

Leben retten unter schwierigen Bedingungen

Eine Frau wird in die Geburtsklinik in Chost, Afghanistan eingeliefert. Ihre Plazenta hat sich vorzeitig gelöst, ein hohes Risiko für Mutter und Kind schon unter normalen Umständen. Doch dies sind keine normalen Umstände: Die Patientin hat eine



Bernadette Eser mit einer Patientin in Sierra Leone. Sie führte bei der Frau eine äußere Wendung durch, um das Baby in Schädellage zu drehen und so eine natürliche Geburt zu ermöglichen.

künstliche Herzklappe und Vorhofflimmern, nimmt deshalb eine hohe Dosis an Blutgerinnungshemmern. Als sie in der Klinik ankommt, läuft sie Gefahr, binnen kurzer Zeit zu verbluten. Eser und ihr Team müssen schnell handeln. Sie entscheiden sich für einen Kaiserschnitt, wissend, dass es dadurch zu noch höherem Blutverlust kommen kann. Der Eingriff geht gut, Mutter und Kind überleben. Nach zehn Tagen kommt die Mutter wieder – zum Fädenziehen. Sie winkt Eser zu: Alles sei super, ihr und dem Kind ginge es gut. Es ist eine Erfolgsgeschichte unter extrem schwierigen Bedingungen. Solche schwierigen Eingriffe sind in der Geburtsklinik in Chost keine Seltenheit. Die Stadt Chost liegt im Südwesten Afghanistans, rund 150 km von der Hauptstadt Kabul entfernt. Sie ist gleichzeitig die Hauptstadt der Provinz Chost in der afghanischen Gebirgsregion an der Grenze zu Pakistan. Der Zugang zur Gesundheitsversorgung ist aufgrund der Topografie der Region schwierig, hinzu kommen politische Unsicherheiten in dem schon vor der Machtergreifung 2021 von den Taliban dominierten Gebiet.

„Es ist verrückt, mit wie wenig medizinischen Mitteln, wirklich nur mit den wichtigsten, wir dort so gute Arbeit gemacht haben.“



21.000 Neugeborene im Jahr

2012 öffnete *Ärzte ohne Grenzen* die Geburtsklinik in Chost. Heute werden dort pro Jahr über 21.000 Entbindungen in der fast 1,5 Millionen Menschen umfassenden Provinz betreut. Aufgrund der sehr hohen Geburtenzahlen werden in der Klinik nur Patientinnen aufgenommen, die Risikoschwangerschaften haben. Das ist der Fall, „wenn bei einem Kind Fehlbildungen oder Probleme bekannt sind, wenn es in vorigen Schwangerschaften und/oder Entbindungen Komplikationen gab, beim ersten oder ab dem vierten oder fünften Kind oder bei Frühgeburten“, so Eser. Auch, wenn ein Kind nicht richtig liegt, beispielsweise in Beckenendlage, oder bei Mehrlingen handelt es sich um eine Risikoschwangerschaft.

Patientinnen ohne Risikoindikation werden durch Gesundheitszentren versorgt, von denen in der Region mehrere von Nichtregierungsorganisationen betrieben werden, fünf davon ebenfalls von *Ärzte ohne Grenzen*. Sie sollen den Zugang zur Gesundheitsversorgung in abgelegenen Gebieten erleichtern und gleichzeitig die Klinik entlasten.

„Es ist verrückt, mit wie wenig medizinischen Mitteln, wirklich nur mit den wichtigsten, wir dort so gute Arbeit gemacht haben.“ – Bernadette Eser

Trotz der Begrenzung auf Risikoschwangerschaften ist die Klinik in Chost die größte Entbindungsklinik von *Ärzte ohne Grenzen* weltweit, jeden Monat gibt es rund 1.800 Entbindungen. Was das bedeutet, veranschaulicht Eser so: „In dieser Klinik gibt es im Monat so viele Geburten, wie in vielen Kliniken in Deutschland im ganzen Jahr nicht.“

Auf meine Frage, wie die Versorgung einer solchen Zahl an Patientinnen unter diesen Umständen geleistet werden kann, antwortet Eser prompt: „Durch eine wahnsinnig gute Logistik.“ Dass alles funktioniert, liege daran, dass das Projekt aufgrund seiner langen

Laufzeit sehr gut organisiert sei, „und daran, dass *Ärzte ohne Grenzen* eben auch Wert darauf lege, immer Kräfte aus dem Land selbst einzustellen und auch gut auszubilden.“

„Riesiger Respekt“ vor den afghanischen Mitarbeiterinnen

Von den insgesamt über 400 Beschäftigten der Klinik stammt der mit Abstand größte Teil aus Afghanistan. Fast alle sind weiblich, denn Frauen dürfen nur von Frauen untersucht und behandelt werden. Sie alle werden von *Ärzte ohne Grenzen* ausgebildet und nach den Standards der Organisation bezahlt. Damit sind die Frauen oft Versorgerinnen der Familie.

Wenn Bernadette Eser von den Frauen spricht, mit denen sie zusammengearbeitet hat, leuchten ihre Augen auf: „Eine Ärztin, mit der ich zusammengearbeitet habe, ist seit neun Jahren in dem Projekt, hat damals als Hebammenassistentin angefangen und arbeitet heute als Gynäkologin, also auf Fachärztin-Level. Und, das fand ich so beeindruckend, sie hat nebenbei noch drei Kinder und sie ist jünger als ich!“, erklärt sie.

Insgesamt drei Ärztinnen in ihrem Team hätten als Hebammen angefangen und sich immer weiter hochgearbeitet, bis zum Medizinstudium. Alle hätten zudem Familie und Kinder, fügt Eser bewundernd hinzu. Dabei arbeiten die Frauen oft bis kurz vor der Schwangerschaft. Einmal habe sie allein mit einer Kollegin zusammengearbeitet, die in der 34. Woche schwanger war - sie war kurzfristig für eine erkrankte Ärztin eingesprungen. „Ich dachte mir: ‘Was, wenn du jetzt anfängst, Wehen zu bekommen?’“, berichtet Eser lachend, „aber sie hat das durchgezogen und eine Woche später kam ihr Kind.“

Es ist nur ein Beispiel für all das, was die Frauen leisten, in Schichtdiensten von 16 Uhr bis morgens um acht, mit kritischen Einsätzen rund um die Uhr. „Ich habe riesigen Respekt vor diesen Frauen“, meint Eser. Sie sind der Grundstein, „der sicherstellt, dass hier Versorgung geleistet werden kann. Selbst, wenn wir uns hier komplett zurückziehen müssten.“

Ein Einsatz voller Herausforderungen

Das Bewusstsein für den Wert einer solchen Versorgung ist da. Fast alle Frauen, die die Möglichkeit zu Vorsorgeuntersuchungen in den Gesundheitszentren haben, nehmen das Angebot wahr, erklärt Eser. Aber: Es gibt eben viele, die diese Möglichkeit nicht haben. Weil sie in abgelegenen Regionen wohnen, wo sie mehrere Stunden bis zur nächsten Straße zurücklegen müssen, bevor sie auf der Ladefläche eines Lastwagens

in die nächste Klinik gebracht werden können, wie Eser beschreibt. Aber auch, „weil sie oft kein Geld, keine Krankenversicherung und auch einfach keinen Arzt haben, wo sie hingehen können.“ So gibt es bei den meisten Schwangerschaften keine Vorsorge oder Überwachung, ein enormes Risiko für Mutter und Kind. Denn Erkrankungen wie Schwangerschaftsdiabetes oder Präeklampsie (sog. „Schwangerschaftsvergiftung“), die in Deutschland in der Regel zeitnah diagnostiziert werden, werden in Afghanistan oft erst spät erkannt. Gleichzeitig stehen Frauen unter Druck, viele Kinder zu bekommen; besonders Jungen gelten als wichtige zukünftige Versorger, erklärt Eser. Darum bekommen viele Frauen bereits in sehr jungem Alter Kinder, aber auch noch „bis knapp an die 50.“ Mit jeder weiteren Schwangerschaft steigt das Risiko für Komplikationen. Der Druck, einen Sohn zur Welt zu bringen, sei sogar so groß, dass manche Frauen unkontrolliert und unüberwacht verschreibungspflichtige Medikamente zur Überstimulation von Eizellen einnehmen. So sind Drillinge oder Vierlinge in Afghanistan keine Seltenheit. Die Wahrscheinlichkeit für eine Frühgeburt und die Gefahr für Mutter und Kinder nimmt bei Mehrlingen jedoch drastisch zu. Was dem entgegengesetzt werden kann? „Bildung, Ausbildung, Gleichberechtigung in Familie und Ehe“, antwortet Eser prompt. Dass dies in der derzeitigen politischen und gesellschaftlichen Lage nicht möglich ist, könne durchaus frustrierend sein. Doch für sie ist klar: „Meine Arbeit dort war umso sinnvoller und wichtiger.“

Sierra Leone: Eine Zukunftsperspektive schaffen

Sinnvoll und wichtig war Easers Arbeit auch in Sierra Leone. Hier allerdings waren die Ausgangsbedingungen ganz anders – und damit auch die Möglichkeiten. Das westafrikanische Land ist eines der Länder mit der höchsten Kindersterblichkeit und Müttersterblichkeit weltweit. Die Gesundheitsversorgung ist schwierig, auch, weil viel medizinisches Personal durch die Ebola-Pandemie verstarb. Doch das Gesundheitssystem befindet sich im Neuaufbau, viele zukünftige Ärzt:innen und Geburtshelfer:innen werden gerade ausgebildet. Auch die noch junge Geburtsklinik von *Ärzte ohne Grenzen* in Kenema im Osten des Landes bildet medizinisches Personal aus. In den vier Wochen, die sie dort verbrachte, erlebte Bernadette Eser ein Gefühl des Aufbruchs:

„Ich hatte das Gefühl: Ich kann hier wirklich etwas verändern und verbessern“, beschreibt sie. Die Entwicklungen machten Hoffnung: „Man sieht, wie die



Grundsteine gelegt werden für eine echte Zukunftsperspektive mit engagierten und motivierten Leuten.“

Afghanistan: Positivbeispiele gegen den Frust

Was aber, wenn eine solche Veränderung wie in Afghanistan gerade nicht möglich ist? Hier gelte es wohl zu akzeptieren, dass man „nicht die ganze Welt verändern kann und muss“, so Eser, und fügt mit einem selbstironischen Zwinkern hinzu: „Obwohl wir das ja aus europäischer Sicht immer denken.“ Sie lenkte ihren Fokus auf das, was sie als Gynäkologin tun konnte – medizinische Unterstützung leisten. Und auf die Erfolgsgeschichten:

„Ich habe mich auf die vielen Positivbeispiele konzentriert. Da, wo ich sagen kann: Diese Frau oder dieses Kind hätten das ohne diese medizinische Versorgung nicht überlebt.“

Und dann waren da natürlich noch die Frauen selbst. „Ich war beeindruckt von den Frauen in Afghanistan, von ihrer Würde, ihrer Kraft gegenüber Schicksalsschlägen, ihrer enormen Hilfsbereitschaft“, sagt Eser. In dieser Klinik von Frauen für Frauen, in der Männer nur in wenigen Räumen zugelassen sind, berichtet sie von einer Kultur der Unterstützung, die sie so nirgends erlebt habe.

Grenzenlose Hilfsbereitschaft

Eine werdende Mutter wird in der Klinik in Chost immer von einer „Caretakerin“, begleitet, das kann eine Familienangehörige, Freundin oder Nachbarin sein. Es ist jedoch normal, so Eser, dass diese Unterstützerin sich auch um andere Patientinnen und deren Kinder kümmert, „egal ob man sich kennt oder nicht. Wenn es einer Patientin schlecht geht, dann geht jemand vom anderen Bett drüben oder auch eine andere Patientin rüber und tröstet sie oder nimmt das Kind.“

„Ich war beeindruckt von den Frauen in Afghanistan. Sie sind unglaublich stark.“



Foto: s. Ärzte ohne Grenzen

Einmal sei ein kleines Mädchen als Unterstützerin für ihre Mutter mitgekommen: „Sie war acht Jahre alt und ihrer Mutter ging es nach dem Kaiserschnitt nicht gut. Sie hat sich dann um ihren kleinen Bruder gekümmert und parallel auch noch um die Patientin, die im Bett nebenan lag. In Deutschland ginge das niemals, aber in Afghanistan sind alle Frauen so offen und hilfsbereit.“ Selbst die Frauen, die eine traumatische Erfahrung gehabt oder sogar ein Kind verloren hätten, würden sich oft noch um andere Patientinnen kümmern, fährt Eser fort. Eine besonders berührende Situation hat sie von einer Kollegin erfahren:

„Hier war einmal eine Patientin, die nicht genug Milch hatte. Und es gab eine Patientin, die ihr Kind verloren hatte. Weil sie trotzdem Milcheinschuss hatte, hat sie dann das Kind der anderen Frau gestillt. Anstatt zu sagen: ‘Ich habe mein Kind verloren, ich kann jetzt nicht ein fremdes Kind an meine Brust lassen’, hat sie gefragt: ‘Wie kann ich anderen helfen?’“

Von der Wichtigkeit, die lokale Bevölkerung einzubinden

Es sind Situationen wie diese, die zeigen, wie viel Widerstandsfähigkeit Mütter auf der ganzen Welt haben, und auch, wie wichtig lokale Unterstützungsstrukturen vor, während und nach der Geburt sind. Darum ist es so wichtig, regionale Kulturen und lokales Wissen in Projekte zur Verbesserung der medizinischen Versorgung einzubeziehen. Das beginnt damit, dass die afghanischen Mitarbeiterinnen Bernadette Eser erklären konnten, warum eine Frau einen Kaiserschnitt verweigert. Weil sie nämlich Angst hat, dass die Narkose während des Eingriffs nachlässt – etwas, das in anderen Kliniken in Afghanistan aufgrund der knappen medizinischen Vorräte durchaus passieren kann. Nur durch dieses Wissen konnte der Frau die Angst genommen werden.

Es bedeutet auch, dass Entscheidungen getroffen werden müssen, die schwerfallen. Einen Kaiserschnitt eben nicht zu machen, weil dieser das Risiko für das Leben der Mutter bei jeder zukünftigen Schwangerschaft erhöht und man weiß, dass diese Schwangerschaft aus kulturellen und gesellschaftlichen Gründen

womöglich nicht die letzte gewesen sein wird. Vor allem aber bedeutet es, die Menschen vor Ort aktiv einzubinden. So wurde in Sierra Leone ein rein von lokalen Mentor:innen geführtes Schulungsprogramm für Geburtshelferinnen angeboten. Die geteilte Sprache und Kultur erleichtern die Zusammenarbeit und bauen Hemmschwellen ab.

Zusammenarbeit auf Augenhöhe

In Tschad entwarf ein Team von *Ärzte ohne Grenzen* im Rahmen eines Pilotprojekts ein Ausbildungsprogramm gemeinsam mit traditionellen Geburtshelferinnen. Letztere sind vorwiegend ältere Frauen, die keine Ausbildung absolviert haben, aber selbst Kinder zur Welt gebracht und unzählige Geburten begleitet haben. Durch die partnerschaftliche Zusammenarbeit erhalten sie eine medizinische Schulung und Ressourcen. Da die Frauen von den Gemeinschaften selbst gewählt werden, genießen sie großes Vertrauen und Autorität. So können sie Familien davon überzeugen, wenn nötig, medizinische Hilfen und Vorsorgeangebote in besser ausgestatteten Kliniken in Anspruch zu nehmen.

Projektkoordinatorin Noor Cornelissen sieht nach wenigen Monaten bereits positive Entwicklungen: „Die Zahl der Schwangerenberatungen hat erheblich zugenommen. Auch die Überweisungen von Patientinnen mit Komplikationen unter der Geburt an das Gesundheitszentrum steigen an. Und die Geburtshelferinnen berichten uns, dass sie stetig an neuen Fähigkeiten und an Selbstbewusstsein dazugewinnen.“

Ähnliche Projekte gibt es beispielsweise in Kenia, nicht von *Ärzte ohne Grenzen*, aber von kleinen, privat finanzierten Kliniken, die dort mit traditionellen Geburtshelferinnen zusammenarbeiten: „Diese Frauen sind die Agentinnen für Veränderungen in der Gemeinschaft, was saubere und sichere Geburten betrifft“, sagt einer der Pfleger der Klinik. „In den letzten sieben Jahren haben wir sie als Botschafter in unsere Arbeit einbezogen und sie über die Anzeichen von Wehen und die Risiken von Hausgeburten geschult. Wenn sie eine schwangere Frau vor den Gefahren einer Hausgeburt warnen, gilt ihr Wort.“ Seit Beginn der Zusammenarbeit hat die Zahl der Todesfälle von Müttern und Babys bei der Geburt deutlich abgenommen, genau wie die Zahl der Hepatitis- und HIV-Infektionen.

Nachhaltige Hilfe für Mutter und Kind

Diese Erfolge beweisen, was auch Bernadette Eser aus ihren Erfahrungen mitnimmt: „Langfristig kann man medizinische Versorgung nur etablieren, wenn die nationale Bevölkerung eingebunden ist. Nur so wird humanitäre medizinische Hilfe nachhaltig.“

Dass dieser Ansatz Früchte trägt, belegen die Zahlen: Laut *Unicef* ist die Zahl vermeidbarer Todesfälle von Müttern seit 2000 um mehr als ein Drittel zurückgegangen. Und es mag zwar pathetisch klingen, aber verändert nicht jedes gerettete Leben die Welt zumindest ein bisschen? ☺



Bilder aus dem Geburtsprozess schmücken die Wände der Klinik Chost. Da die Frauen selbst aus kulturellen Gründen nicht fotografiert werden, machte Bernadette Eser Fotos mit den von ihnen gemalten Bildern.

Ein Abenteuer fürs Leben

Mona Tarrey & Florian Gutnoff





Es sind 30 Grad, die Sonne knallt, der Schweiß rinnt und wir laufen eine Skip-Piste hoch. Um mich herum eine Horde Kinder mit grauen Hemden und blau-

hellgrünen Tüchern um den Hals. Alle tragen einen Rucksack mit Schlafsack, Isomatte, Kochgeschirr, Klammotten und Wasser auf dem Rücken. Wir sind eine Pfadfinder:innen-Gruppe irgendwo in der Slowakei und beginnen unseren Hajk.

Hajk – das bedeutet bei uns mehrere Tage unterwegs zu sein. Meistens zu Fuß, aber manchmal auch mit dem Fahrrad oder Kanu. Es geht darum, draußen zu sein, den Alltag hinter sich zu lassen, seine Grenzen kennenzulernen und gemeinsam als Gruppe das Abenteuer zu meistern.

Unser Ziel für den heutigen Tag ist der *Lidl* auf der anderen Seite des Berges. „Ich kann nicht mehr“, denke ich. „Ist es nicht schön?“, sage ich zu den Kindern. Sie schauen mich skeptisch an und schütteln den Kopf. „Kommt, nur noch bis zum nächsten Lift-Mast, da machen wir eine Pause.“ Meine Worte treiben sie den Berg hoch. Meine Worte treiben mich den Berg hoch. Die eben noch gespielte Motivation ist langsam wirklich da. Einige Müsliriegel, Pflaster, den Schwur nie, wieder einen Rucksack aufzusetzen, und ein ausgefallener Milchzahn später haben wir den Gipfel erreicht.

Die Gruppe – hier kann ich ich sein

Wir, das sind neun Kinder zwischen elf und zwölf Jahren, sowie drei Gruppenleitungen. Normalerweise treffen sich die Kinder einmal in der Woche für 90 Minuten in einer festen Gruppe von sechs bis acht Personen. Hier kann man sich ausprobieren, sich seiner Werte bewusst werden und über sich hinauswachsen. Hier kann ich ich sein.

Die letzten Wochen haben die Kinder sich auf ihren ersten Hajk vorbereitet. Sie wissen nun, wie man Feuer macht, mit einem Gaskocher umgeht, aus Planen ein Zelt baut, wie man Erste Hilfe leistet und vieles mehr. In der vorletzten Sommerferienwoche ging es dann mit mehreren Gruppen gemeinsam in die Slowakei. Die beiden jüngsten Gruppen gehen zusammen auf Hajk. Sie kennen sich gut. Stolz bringen sie immer wieder ihr erlerntes Wissen ein.

Das schwerste Stück des Tages ist geschafft. Ab jetzt geht es nur noch bergab. Leider rutscht Jakob plötzlich aus und schürft sich das Knie auf. Sofort packt Toni die

Erste-Hilfe-Tasche aus. Die Kinder diskutieren, was zu tun ist und entscheiden schließlich, ein Pflaster auf die Wunde zu kleben. Weiter geht's.

Bei uns gilt das Prinzip „Jugend leitet Jugend“

Mit jedem Meter steigt die Stimmung. Die Kinder philosophieren über eine Filmidee: „Die schrecklichsten Wege zu *Lidl*“. Bevor tatsächlich eine Kamera ausgepackt wird, sind wir da. Wir kaufen Essen für die nächsten drei Tage. Die Kinder dürfen selbst entscheiden, was gekauft wird. Wir Gruppenleitungen beraten wohlwollend, immerhin soll niemand hungern. Ganz sicher, wie viel Essen eigentlich gebraucht wird, sind wir uns selbst nicht. Denn wir sind gar nicht so alt und erfahren, wie man vielleicht denkt. Bei uns gilt das Prinzip „Jugend leitet Jugend“. Paul, der jüngste Leiter, ist 16 Jahre alt. Er hat die Route geplant, die Kinder vorbereitet, Einkaufs- und Wassermöglichkeiten rausgesucht. Aus eigener Erfahrung wissen wir, am Ende passt es irgendwie. Es wird geteilt. Alle werden satt.

Vor dem *Lidl* wird das Essen auf die Rucksäcke verteilt und wir machen uns auf die Suche nach einem Ort für die Nacht. Jeden Abend gehen wir von Haus zu Haus und fragen, ob jemand einen Schlafplatz für uns hat. Am ersten Abend bauen wir unser Lager in einem Garten. Am zweiten Abend ist es ein Schlosspark. Und am dritten Abend ein verlassenes Kino.





Pfadfinden – eine der größten Friedensbewegungen der Welt

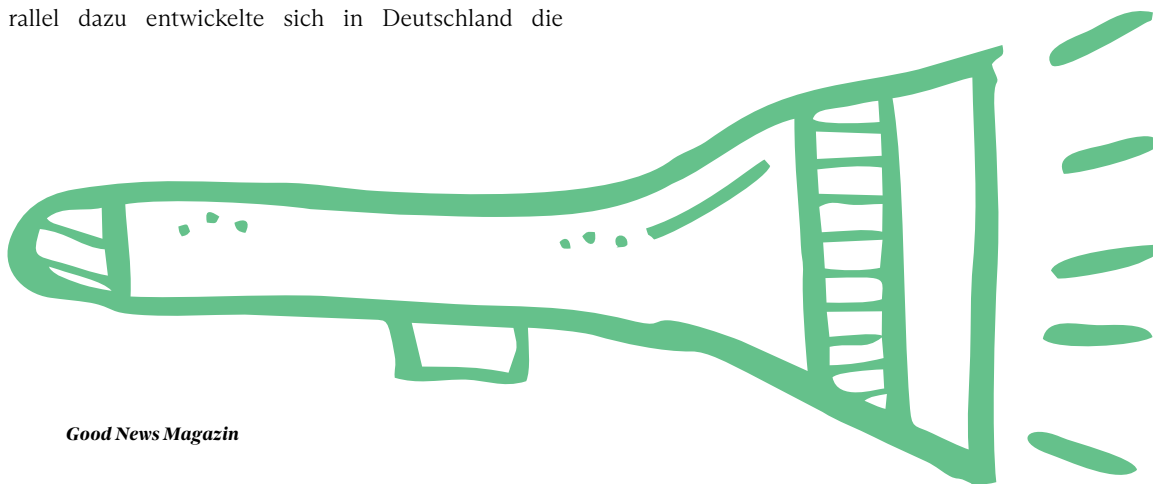
Die Zeit vergeht wie im Flug. Wir treffen Menschen, die uns ihre Geschichte erzählen, uns etwas Gutes tun wollen, sich fragen, wer wir eigentlich sind. Eine ältere Dame namens Frau Beck sagt, dass es für sie wie Weihnachten war, als wir an ihrer Tür klingelten, um nach einem Schlafplatz zu fragen. Wir hatten eine gute Zeit in ihrem Garten. Umso schöner, dass sie auch eine gute Zeit mit uns hatte. Denn als Pfadfinder:innen versuchen wir, die Welt ein bisschen besser zu hinterlassen, als wir sie vorgefunden haben.

Weltweit gibt es über 40 Millionen Pfadfinder:innen, die sich in verschiedenen Verbänden organisieren und in mehr als 216 Ländern aktiv sind. Die Idee entstand zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Großbritannien. Parallel dazu entwickelte sich in Deutschland die

Jugendbewegung. Sie prägt bis heute unsere Kultur. Unsere Zelte, unsere Lieder und der ausgeprägte Freiheitsgedanke haben hier ihren Ursprung. Es geht vor allem darum, Verantwortung zu übernehmen. Für sich selbst. Für die Mitmenschen. Für die Natur.

Unsere Gruppe gehört zum *Verband Christlicher Pfadfinder*innen (VCP)*. Als Teil der *Evangelischen Jugend Deutschland* sind wir protestantisch geprägt. Häufig sind die einzelnen Ortsgruppen an Gemeinden angebunden, nutzen die Räumlichkeiten, bringen sich in das Gemeindeleben ein und stellen nicht selten eine wichtige Säule der Jugendarbeit. Für die Mitgliedschaft spielt dies jedoch keine Rolle. Wir sind 20.000 Menschen mit unterschiedlicher Konfession und Herkunft. Alle mit ihrer eigenen Geschichte, ihrer eigenen Art, ihren eigenen Stärken.

Eines Morgens lädt uns ein slowakisches Ehepaar vor einer Bäckerei ein, mit ihnen zu frühstücken. Wir essen slowakischen Mohnzopf und trinken Tee. Sie erzählen, dass in dem Ort, in dem sie wohnen, die Pfadfinder:innen zu Weihnachten immer ein Licht verteilen, welches in der Geburtsgrotte Jesu in Bethlehem entzündet wird. Eines unserer Kinder zupft sofort an seinem Hemd herum und zeigt auf einen blauen Aufnäher. Er hat die Form einer Kerze und trägt den Schriftzug „Friedenslicht aus Bethlehem“. Wir erzählen, dass wir dieses Licht ebenfalls abholen und verteilen. Eine Tradition, die in Österreich begann und mittlerweile fast auf der ganzen Welt gelebt wird. Nicht nur unsere Gesprächspartner sind begeistert. Ich habe das Gefühl, diese neun Kinder verstehen gerade, was es bedeutet, Teil einer weltweiten Bewegung zu sein. Schließlich verabschieden wir uns und starten in den Tag.



Ein „Nein, das geht nicht“ wird nur selten akzeptiert

Die Stimmung auf der Wanderung schwankt. Zwischen umhertollenden Elfjährigen, denen es gar nicht schnell genug vorangehen kann, und einer Gruppe klagender Schützlinge, die ankündigt, in den Streik zu treten, liegt manchmal nur ein kleiner Hügel. Ich merke, wie viel Energie ich in die Kinder stecke. Aber ich merke auch, wie mir genau diese Kinder sehr viel Energie geben. Alleine hätte ich vor dem ersten Gipfel aufgegeben.

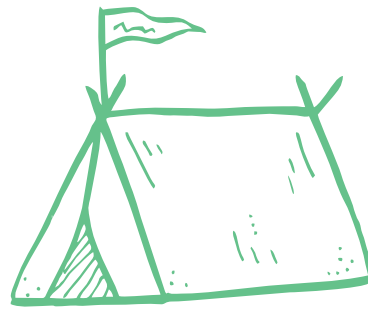
Doch gemeinsam schaffen wir alles. Drei Tage später laufen wir die Skipiste wieder hinunter. Der Weg, für den wir letztes Mal mehr als zwei Stunden gebraucht haben, dauert nur noch 20 Minuten. Die Kinder probieren, ob die Rucksäcke alleine den Berg hinunterrollen können. Können sie. Unten angekommen blicke ich in neun stolze Gesichter, die erklären: „Wandern mit unseren Eltern macht nie so viel Spaß!“

Und was nehmen die Kinder und Jugendlichen aus dieser Zeit mit? Was qualifiziert die späteren Gruppenleitungen im Alltag? Teamführung, Entscheidungsfähigkeit und Projektkoordination sind nur einige der Softskills, die während der ehrenamtlichen Arbeit und der Zeit in der Gruppe beinahe nebenbei vermittelt werden. Ein „Nein, das geht nicht“ wird nur selten akzeptiert. Vielmehr spornt es uns an, die passende Lösung zu finden. Wir brennen dafür, neue Dinge auszuprobieren und kreative Wege zu gehen, um ans Ziel zu kommen. Für viele ist Pfadfinden nicht nur ein Hobby, sondern eine Lebenseinstellung, die nicht mit der Zeit in der Gruppe endet. Ein Abenteuer fürs Leben eben. ☺



Florian Gutnoff kommt aus einer Ortsgruppe in Goslar und engagiert sich als Fotograf im Bundesverband des VCPs. Außerdem ist er Verleger eines der bekanntesten Liederbücher der Bewegung. Den Artikel schreibt er aus Südkorea, wo er gemeinsam mit 43.000 Menschen aus aller Welt am Weltpfadfinder:innen-treffen teilnimmt.

Mona Tarrey hat ihre Pfadi-Heimat in einer Ortsgruppe in Gadenstedt bei Peine und leitet mittlerweile eine Gruppe in Berlin Kreuzberg. Sie ist ebenfalls als Fotografin für den VCP aktiv und war eine der drei Gruppenleitungen auf dem Hajk in der Slowakei



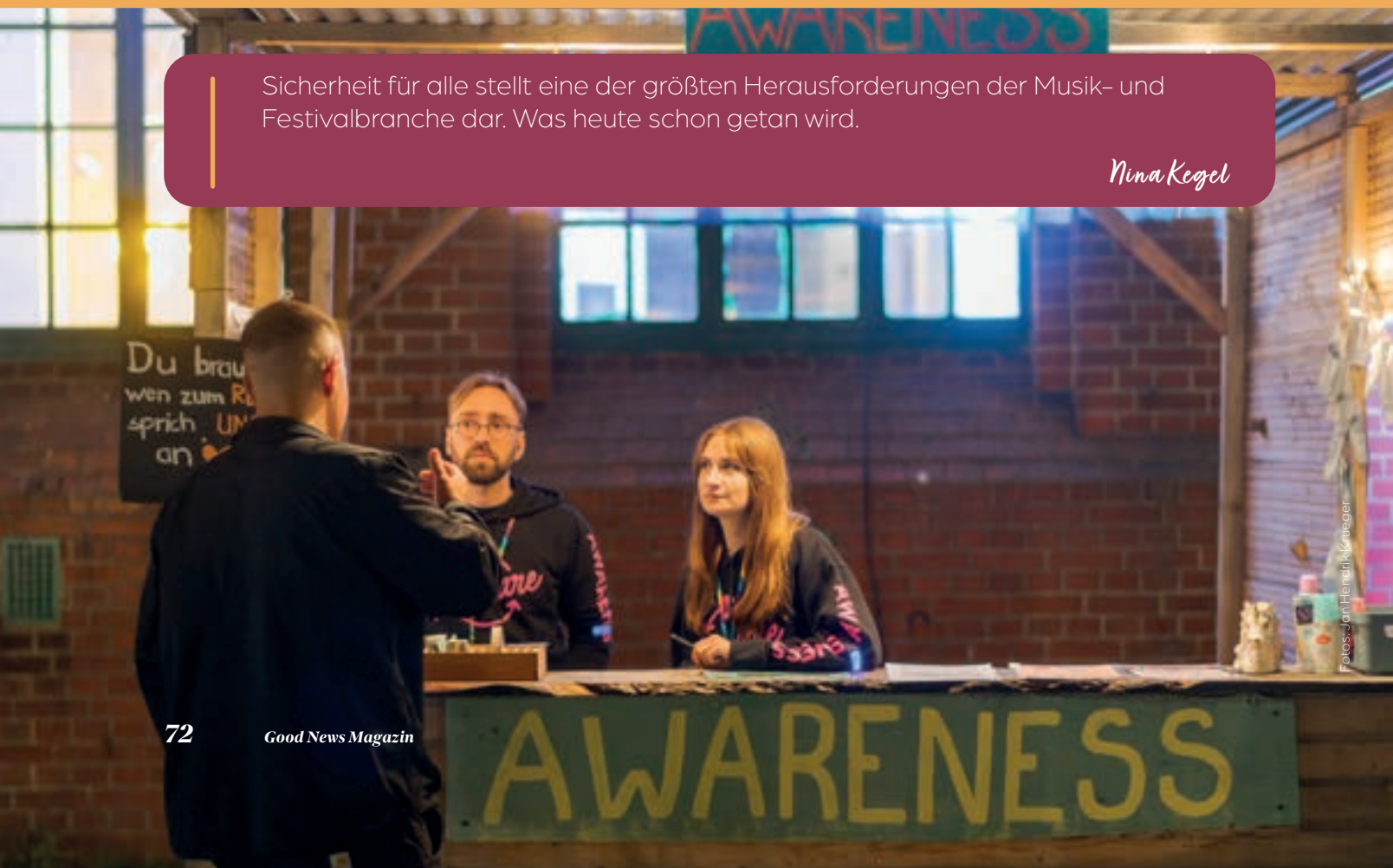


Das tut sich gerade in der Festivalbranche

„Awareness ist ein Prozess“

Sicherheit für alle stellt eine der größten Herausforderungen der Musik- und Festivalbranche dar. Was heute schon getan wird.

Nina Kegel





Sommerzeit bedeutet für viele Menschen – mich eingeschlossen – vor allem: Festivalzeit. Heißt: tanzen, feiern, abtauchen in eine andere Welt. Möglich machen die-

sen Alltagskapismus neben den Menschen auf den Bühnen und hinter den Turntables vor allem die Menschen im Hintergrund, die Organisationsherausforderungen meistern und sich bemühen, Festivals zu einem sicheren Ort für alle zu machen. Häufig verborgen bleibt nämlich vor allem männlichen Festivalbesuchern, was solche Veranstaltungen teils noch bedeuten: Catcalling, Belästigung und die Enttäuschung darüber, den Lieblingsact nicht genießen zu können, weil der Typ hinter dir seine Hand auffällig oft an deiner Hose hat. Und nein, so ein Unwohlsein löst sich mit einem Platzwechsel nicht unbedingt. Umso hoffnungsfroher blickte ich dem diesjährigen Festivalsommer entgegen, denn neben Themen wie Nachhaltigkeit und Parität, also dem Bestreben um mehr nicht-männliche Acts, sehen sich Veranstaltungen auch zunehmend in der Verantwortung, Awareness [dt. Bewusstsein] als akute Aufgabe anzugehen.

„Awareness bezeichnet das Bewusstsein und die Aufmerksamkeit für Situationen, in denen die Grenzen anderer überschritten werden oder wurden. Alle Formen von Diskriminierung und (sexualisierter) Gewalt können dabei eine Rolle spielen, es geht aber auch um Sensibilität für das Wohlbefinden einer Person.“

Ziel von Awareness-Arbeit ist es nach Angaben der *Awareness Akademie*, die sich als Teil eines Netzwerks von Initiativen und Organisationen im Bereich Awareness und Diversity sieht, dass sich alle Menschen möglichst wohl, frei und sicher fühlen können – unabhängig von Geschlecht, sexueller Orientierung, Hautfarbe, Herkunft, Aussehen und körperlichen Fähigkeiten. Das Bewusstmachen von Strukturen wird dabei einerseits als Präventionsarbeit verstanden, andererseits soll geschultes Personal Betroffene im Falle grenzüberschreitender Situationen unterstützen können. In diesem Jahr achtete ich, die Festivals bereits vor wie hinter den Kulissen erlebt hatte, mit besonderem Interesse darauf: Welche Rolle spielt Awareness auf Festivals? Was unternehmen Festivals, um Sicherheit auf Veranstaltungen zu garantieren? Und: Wie schafft man es wirklich, übergriffiges Verhalten zu verhindern?

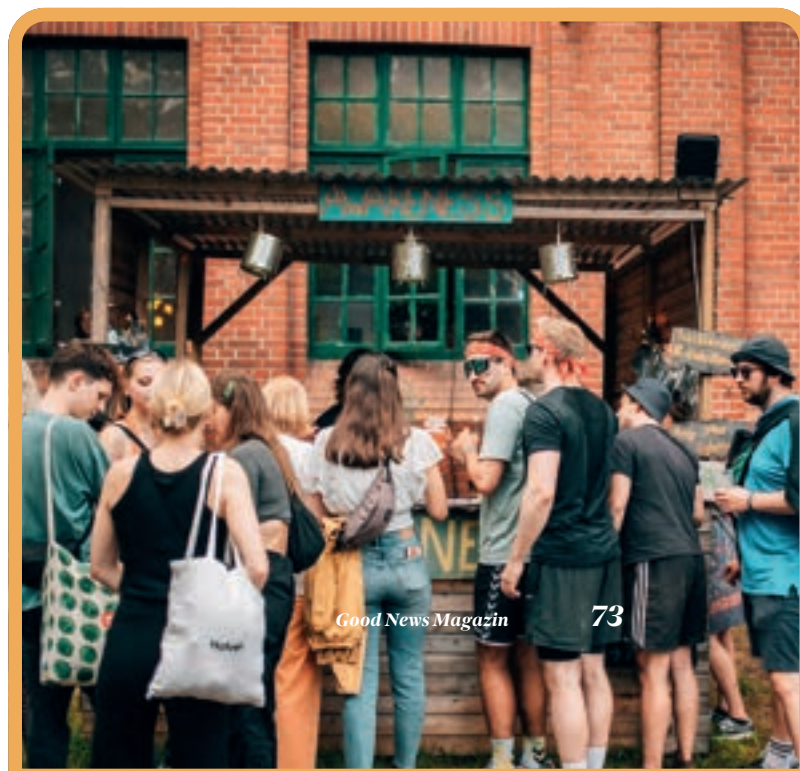
Ich merkte schnell – und zerstöre nun die komplette

Dramaturgie dieses Selbstversuchs: gar nicht. Doch positive Entwicklungen in der Festivalzene gibt es dennoch. Ein Blick dahin, wo bereits Bemühungen stattfinden.

Den eigenen Standpunkt klarmachen – bereits im Vorfeld

Awareness-Arbeit beginnt bereits lange vor dem eigentlichen Event. Dabei geht es vor allem darum, sich als Veranstalter:in klar mit den eigenen Werten zu positionieren und den Bemühungen um einen diskriminierungsfreien Raum Sichtbarkeit zu verschaffen. Schriftlich festgehalten und öffentlich kommuniziert werden diese meist durch den *Code of Conduct*, den Verhaltenskodex, dessen Kern meist lautet: Nein zu allen -ismen. Nein zu Sexismus, Rassismus, Homophobie und Transfeindlichkeit.

Um das auf der Veranstaltung selbst umzusetzen, sind mittlerweile auf vielen Veranstaltungen Awareness-Teams im Einsatz, die durch Schulungen auf den Umgang mit Personen, die Diskriminierung und Übergriffe erleben mussten, vorbereitet werden. Das Campus-Festival in Konstanz arbeitete dafür etwa mit *nachtsam* zusammen, einer durch das Baden-Württembergische *Ministerium für Soziales, Gesundheit und Integration* geförderten Kampagne. Deren selbst-erklärtes Ziel: „Gutes Feiern für alle durch Sensibilisierung zum Thema sexuelle Belästigung und Übergriffe.“ Veranstalter:innen und andere Menschen, die Events organisieren, können im Rahmen von *nachtsam* kostenlos Schulungen in Anspruch nehmen – wie es das Konstanzer Campusfestival tat. „In einer internen Konferenz haben wir dann alles nachbesprochen. Das Wichtigste ist, dass wir die Person zu nichts drängen“, resümiert eine Mitarbeiterin des Konstanzer Awareness-Teams.



Lokale Arbeitsgruppen für mehr Sichtbarkeit

Auch dem Kölner *c/o pop*-Festival ging in diesem Jahr mit Unterstützung der Initiative *Act Aware* ein Tagesworkshop voraus, der für ein tieferes Verständnis der Thematik bei allen Beteiligten sorgen sollte. Denn: „Wenn die Leute im Team das nicht mittragen, funktioniert das nicht“, so Ralph Christoph, Mitgründer des Kölner *c/o pop*-Festivals. Anders als bei anderen Festivals, die auf einem großen Gelände stattfinden, verteilen sich die Bühnen der *c/o pop* auf viele verschiedene Venues, also Clubs und andere Veranstaltungsorte, im angesagten Stadtteil Ehrenfeld. In Sachen Awareness eine Herausforderung, denn überall gilt jeweils das eigene Hausrecht. Awareness vollständig und flächendeckend zu garantieren, sei daher nach Ralph ein „schweres Unterfangen“. Seiner Meinung nach brauche es einen einheitlichen Leitfaden und eine entsprechende Schulung für das Personal in allen Kölner Clubs. „Deshalb braucht es vor allem starke Partner:innen“, ist er sich sicher.

Einen besonderen Stellenwert nimmt das Thema Awareness auch auf dem *snntg Festival* in Hannover ein. Seit letztem Jahr ist das junge Festival Teil der Arbeitsgruppe *We Take Care*, die sich gemeinsam mit verschiedenen Hannoveraner Beratungsstellen und Verbänden wie dem *Frauennotruf Hannover* und dem Landesverband *Soziokultur* für mehr Sicherheit im Nachtleben einsetzt. Unterstützt und finanziell gefördert wird das Projekt vom *Referat für Frauen und Gleichstellung* der Landeshauptstadt Hannover, wodurch der Zugang zu Schulungen und Weiterbildungen erleichtert wird. Ähnliche Zusammenschlüsse, Arbeitsgruppen und Initiativen gibt es mittlerweile in fast jeder größeren Stadt, etwa in Berlin, Hamburg und Freiburg. Sie alle sprechen mit ihrer Bildungsarbeit Veranstaltende wie auch Besuchende an, um eine größere Sichtbarkeit für die Thematik zu schaffen.

Die Arbeit vor dem *snntg* selbst habe vor allem aus viel Konzeptarbeit sowie einer Schulung bestanden, so Alicia Reitze. Sie ist gemeinsam mit Tanja Klause und

Gwendolyn Patzer Hauptverantwortliche des *snntg*-Awarenessteams. Außerdem haben sie durch die Arbeit auf anderen Veranstaltungen Erfahrung im Umgang mit Krisensituationen sammeln können. Während der Schulung habe das fast 40-köpfige Awareness-Team Situationen und Probleme besprochen, die während des Festivals auftreten können – nicht nur bezüglich sexualisierter Gewalt. Alicia beschreibt, dass Formen rassistischer Diskriminierung sowie Queer- und Transfeindlichkeit zu den besprochenen Themen zählen – auch, wenn sie damit noch am Anfang stehen.

„Es können immer blöde Situationen passieren, aber wir wissen zumindest, dass wir etwas haben, worauf wir zurückgreifen können.“ Und: „Wenn man sich auf eine Handlungsleitlinie berufen kann, ist es weniger eine persönliche Entscheidung in der Situation. Das nimmt den Leuten im Awareness-Team den Druck.“

Präsenz auf dem Festival

Klar ist: Das Thema Awareness muss auf der Veranstaltung präsent sein – um Täter:innen abzuschrecken und Betroffenen das Hilfesuchen so einfach wie möglich zu machen. Umgesetzt wird das einerseits durch feste Awareness-Points, wie auf dem *Deichbrand*, an denen das Awareness-Team, meist mit pinken Warnwesten, auffälligen As auf den Oberteilen oder entsprechenden Aufdrucken gekennzeichnet, anzutreffen ist.

Zudem werden beispielsweise die Besuchenden des *Habitats*, einem Hamburger Festival für elektronische Musik, am Einlass persönlich über die Arbeit des Awareness-Teams informiert. Das *snntg* verteilt am Eingang kleine Kärtchen mit der Nummer des Awareness-Teams sowie weiteren Informationen. Und neben der Hauptbühne des Campusfestivals in Konstanz machen zudem Plakate und digitale Anzeigen klar: Hier ist kein Platz für Sexismus, Rassismus und Gewalt.



Darüber hinaus gehören Plakate mit der Awareness-Nummer auf zahlreichen Festivals bereits zum Standard, um Besuchenden den Kontakt zum Awareness-Team zu erleichtern. Diese Bemühungen würden vor allem auf sehr viel positives Feedback stoßen, so Alicia vom snntg: „Und einige sagen, sie fühlen sich so wohl und haben ein gutes Gefühl.“

Ein sicherer Ort für ALLE

Ein sicherer Ort für alle wollen Festivals sein. Mitgedacht werden alle aber nur selten. Vor allem nicht Menschen mit Behinderung. Laut einer Studie des Statistischen Bundesamts aus dem Jahr 2019 sind etwa 1,4 Millionen Menschen, also etwa 1,7 % der Weltbevölkerung, mit dem Rollstuhl unterwegs. Wenn ich da so an die Festivals in diesem Jahr denke, waren dort gerade eine Hand voll. Und ich bin mir sehr sicher, dass diese Diskrepanz nicht darauf beruht, dass Menschen im Rollstuhl keine Live-Musik mögen.

Die gegebenen Outdoor-Voraussetzungen der meisten Festivals machen Barrierefreiheit zu einer großen Herausforderung, doch die Bemühungen dahingehend nehmen auch auf den größten Festivals wie dem *Wacken Open Air* zu. Dort ermöglichen Bühnenpodeste Rollstuhlfahrer:innen eine bessere Sicht und es stehen Physiotherapeut:innen bereit, um den Festivalbesuch so unbeschwert wie möglich zu gestalten. Auf Festivals wie dem *snntg* verstärken außerdem Hörinduktionsschleifen akustische Signale und ermöglichen es hörgeschädigten Musikfans, diese über das Hörgerät zu empfangen.

Auf dem Weg statt am Ziel

Selten hat ein Artikel für mich zu so vielen Gesprächen geführt wie dieser. Ich habe mit zahlreichen Menschen gesprochen, die auf Festivals gehen, selbst welche organisieren und die sich intensiv mit Awareness-Arbeit beschäftigen. Alle hatten etwas zu Awareness zu sagen, einem Terminus, der durch Rammstein (und damit soll der Fall keineswegs positiv konnotiert werden) aus dem Kulturjargon in die breite Öffentlichkeit lancierte. Rausgestoßen aus der Ecke kleiner alternativer Musikveranstaltungen. Reingestoßen in einen Mainstream, womit gleichermaßen die Freude über mehr Sichtbarkeit wie auch die Angst um eine Verwässerung, einem Falschverstehen der Thematik wächst.

Doch meine Gesprächspartner:innen einte vor allem eins: ein Tatendrang und eine Haltung, die mit dem Postulat gefasst werden kann, mit dem Rapper Ansu im Vorjahr seine Kampagne gegen Übergriffe betitelte. *Irgendwas muss sich verändern*. Gleichzeitig ist da die

nüchterne Feststellung von Festivalgründer Ralph Christoph: „Awareness erfordert sowohl zeitliche als auch monetäre Kapazitäten.“ So hart es klingt: In Zeiten, in denen Ticketpreise um durchschnittlich 30 Prozent gestiegen sind, stellt sich damit insbesondere bei kleineren Veranstaltungen die Frage, wie viel Bemühungen um Sicherheit nötig und wie viel wirtschaftlich vertretbar sind.

Ohnehin: Der vollkommene safe space ist auf Festivals leider noch immer eine Utopie. Nicht ohne Grund sprechen darum mittlerweile viele Festivals von dem Anspruch, die eigene Veranstaltung zu einem *safer space* zu machen. In Köln geht man ehrlich mit den Herausforderungen um: „Ich sage lieber, dass wir auf dem Weg sind“, so Ralph. Auch in diesem Jahr sei das Team mit „vielen learnings“ aus der Veranstaltung gegangen – und wisse nach einem ausführlichen Feedbackgespräch umso besser, was im nächsten Jahr weiter verbessert werden kann. Ähnliches berichtet Alicia in Hannover: „Das ist Work in Progress und man wird auch nie fertig damit sein. Und dass man weiß, man muss noch was machen, ist ja auch Teil des Ganzen.“

Awareness geht uns alle an

Wer Awareness-Konzepte – wie einige Rammstein-Fans – noch immer als woke Nutzlosigkeit abstempelt, hat eins nicht verstanden: Im Grunde will keiner der Menschen in den pinken Westen diese Arbeit machen müssen. Allen wäre lieber, wenn es keinen Bedarf dafür geben würde, Betroffenen von sexueller Gewalt und Diskriminierung Unterstützung anzubieten. Doch in der Realität ist eben genau das nötig. Und das vielleicht Erschreckendste: Diese Realität herrscht sogar dort, wo Menschen der ‚normalen‘ Realität entfliehen wollen. Dort, wo Veranstaltende die Illusion einer Parallelwelt erschaffen. Wo Eskapismus in Mikrokosmen gelebt wird. Zumindest bis der letzte überfüllte Shuttlebus die zu diesem Zeitpunkt Erschöpften zum Bahnhof in der nächsten egal Stadt bringt.

„Gerade wenn die Freiheit schier grenzenlos scheint, ist die Achtsamkeit auf das, was um euch herum passiert, unerlässlich“, heißt es von der *Fusion*. Das größte elektronische Musikfestival in Deutschland ruft zu Solidarität und zum achtsamen Miteinander auf. Denn: „Nur durch gemeinsame Verantwortung kann sich Awareness für alle entwickeln.“ Das gilt selbstverständlich auch abseits von Beats und Drops und überhaupt immer. Die gute Nachricht: Diese Awareness entwickelt sich. Und trägt so dazu bei, dass Festivals vielleicht irgendwann zu dem werden, was sie sein sollten. Ein Ort der Freude – für alle Menschen. ☺



Ralph Caspers im Interview

Was meinen Sie: Können Erwachsene von **Kindern** lernen?



Foto: Johannes Haas

Kinder aus den 2000ern sind mit seiner Stimme und seinen meist ungenierten Sprüchen bei „Wissen macht Ah!“ groß geworden, eine große Brille schmückt sein fröhliches Gesicht. Die Rede ist von dem Fernsehmoderator Ralph Caspers, welcher mit seiner Arbeit bei „Der Sendung mit der Maus“ und „Wissen macht Ah!“ an großer Bekanntheit gewonnen hat. Mittlerweile hat der Moderator bereits das Bundesverdienstkreuz für sein Engagement für die Bildung erhalten, arbeitet zusätzlich für das WDR-Wissensmagazin „Quarks“ und erweckt in seinem neuesten Kinderbuch „Lumpi“ den ausgestopften Dackel-Kollegen aus „Wissen macht Ah!“ zum Leben. Ralph Caspers verbindet Wissensvermittlung mit Humor und erreicht somit nicht nur die Kinder, sondern auch die Eltern vor dem Fernseher zu Hause. Mit *Good News Magazin* redet er über seine Arbeit für Kinderformate, den Dackelkollegen Lumpi und darüber, was man von Kindern lernen kann.

Good News Magazin: Viele Kinder, und auch viele Redakteur:innen aus unserem Haus sind mit Ihnen im Fernsehen aufgewachsen. Herr Caspers, woher kommt die Leidenschaft dafür, Kindern im Fernsehen Wissen näherzubringen?

Ralph Caspers: Ehrlich gesagt hat das gar nichts mit Kindern zu tun, sondern eher mit mir (*grinst*). Ich bin da ja nur so reingerutscht, das war ja gar nicht geplant gewesen, und dass es jetzt zufällig Kinderprogramm geworden ist, ist wirklich Zufall. Eigentlich ist es in erster Linie „Ralph-Programm“. Es klingt egozentrisch, aber es muss mir ja Spaß machen, und wenn es mir keinen Spaß macht, kann ich ja nicht erwarten, dass es anderen Leuten auch gefällt.

Und was ist das „Ralph-Programm“?

Zum einen ist es die Machart und natürlich, dass ich gucke, dass ich dahinterstehen kann. So, dass ich

immer das Gefühl habe, auch wenn es sonst keinem gefällt, „mir hat's gefallen!“. Das ist dann immerhin schon eine Person und das reicht mir dann.

Also war es ein Zufall, dass Sie im Fernsehen gelandet sind?

Ja. Sagen wir mal so: Nach dem Abitur habe ich eine lange Zeit rumgehungen. Irgendwann meinte meine Mutter, ich solle jetzt endlich mal Geld verdienen, und das habe ich auch so gesehen, aber trotzdem weiter rumgehungen (*lacht*). Irgendwann hat sie mir dann, ganz peinlich eigentlich, ein Praktikum über einen Bekannten besorgt. Da habe ich dann angefangen bei „Geh aufs Ganze“ zu arbeiten. Das war so eine Spielschau mit Jörg Draeger und da habe ich mir Spiele überlegt. Und irgendwann hat mich jemand von *SuperRTL* auf einem Video entdeckt und gedacht: „Oh, der wäre gut für dieses Tiermagazin, das wir machen wollen.“ Und dann ging es für mich dorthin. Ich bin eigentlich immer weitergerutscht und hatte nie einen Plan, was ich machen wollte.

Mittlerweile moderieren Sie auch das Wissensmagazin „Quarks“ vom WDR, aber sonst sind die den Kinderformaten sehr treu geblieben. Gab es auch Momente, in denen sie vollständig ins „Erwachsenen“-Fernsehen abdriften konnten und wollten?
Nö.

Ich mache mir nicht Gedanken darüber, für wen es ist, außer vielleicht, dass es für Leute ist, die so sind wie ich.

Ist es anspruchsvoller, komplexe Sachverhalte für Kinder zu erklären oder komplex zu bleiben und es für Erwachsene zu erklären?

Ich glaube, es ist immer schwieriger, Sachen leicht zu machen. Das klingt total doof, aber ich merke das immer, wenn ich mich mit Experten unterhalte, die total Ahnung von ihrem Bereich haben und mir dann etwas erklären wollen, der eben keine Ahnung hat. Sie driften dann ganz schnell in einen Fachjargon ab. Das bedeutet, sie wissen genau, was sie mit bestimmten Begriffen meinen, aber ich weiß es halt nicht. Das klingt dann zwar wie Deutsch, aber ist doch kein Deutsch irgendwie. Und dann frage ich immer nach: „Was heißt das eigentlich?“, „Was bedeutet das?“, und dann müssen sie anfangen zu erklären und ringen total nach Worten. Wenn man nämlich weiß, was etwas bedeutet, ist es ganz schwierig, andere Begriffe und andere Wörter dafür zu finden. Und das ist total anstrengend für viele. Daran sieht man: Etwas aufzudröseln und etwas

simpel zu machen, das kostet Zeit. Wenn man alle Inhalte auf eine Minute komprimieren muss, das ist wirklich zeitintensiv. Und deshalb ist es glaube ich immer schwieriger, Sachen leicht zu machen, ohne dass sie falsch werden, anstatt sie komplexer zu erklären.

Schreiben Sie also an den Sendungen mit und sind neben Moderator auch Redakteur?

Ja, also eigentlich schreibe ich alles selbst. Nur beispielsweise Ansagen bei der „Sendung mit der Maus“, bevor die Sendung losgeht und wir das Publikum begrüßen, sowas schreibe ich nicht selbst. Das passiert ja auch nicht viel. Aber sonst ist alles von mir selbst geschrieben.

Gibt es ein Thema, welches Sie besonders begeistert, wenn Sie darüber berichten?

Ich finde interessant, was wir bei „*Dimension Ralph*“ machen. Das ist der YouTube-Kanal, den ich zusammen mit den *Quarks*-Leuten mache. Und die Themen dort finde ich super. Alles, was mit dem Gehirn zu tun hat. Vor allem, wie wir so die Welt wahrnehmen und wie viel wir interpretieren. Da geht es dann auch an die Grenzen der alltäglichen Wissenschaft und das finde ich super.



Für viele ein fester Bestandteil am Sonntagmorgen: Etwas von der Maus lernen. © WDR

Nun ist Ihre Stimme vielen Deutschen bekannt und macht einen sofort aufmerksam. Wurden Sie schon einmal an Ihrer Stimme erkannt oder ist es dann doch eher die Brille?

Wenn wir irgendwo Urlaub machen mit der Familie, wo auch andere Deutsche sind, dann kann es auch mal ein bisschen Arbeit werden. Denn natürlich fragen die Leute, ob sie ein Foto machen dürfen, und dann kann ich nicht sagen: „Ich hab Urlaub, geh weg.“ Ich habe aber auch schon probiert, mich nicht zu rasieren und den Bart stehen zu lassen oder einfach die Brille wegzulassen und Kontaktlinsen zu tragen. Und ich habe auch schon versucht, eine Kappe zu tragen. Und dann ist es auch fast okay, aber sobald ich dann irgendwo stehe und ein Eis bestelle, dann ja ... (*lacht*) dann kann ich die Stimme nicht verstellen.

Das kann ich mir gut vorstellen. Wirklich viele sind eben mit dieser Stimme im Wohnzimmer groß geworden. Wenn wir gerade schon bei der Kindheit vieler sind, kommen wir doch direkt zu „Wissen macht Ah!“, denn da gab es ja immer Lumpi. Er ist nun in ihrem Kinderbuch zum Leben erwacht. Wie kam es zu dem vierbeinigen Kollegen?

Irgendwann hatten wir bei „Wissen macht Ah!“ diesen Dackel und man kann einen kleinen Dackel ja nicht namenlos lassen. Also habe ich ihn Lumpi getauft, da ich schon mal einen Dackel kannte, der „Lumpi“ hieß. Wir hatten bei uns im Haus, in dem wir als Kinder lebten, eine ältere Frau. Und da wir keine Großeltern hatten, war sie so etwas wie unsere „Leihoma“ und zu ihr sind wir immer gegangen, wenn unsere Eltern nicht zu Hause waren. Und sie hatte eben Ihren Dackel Lumpi und einen Wellensittich namens „Hansi“... wie es eben früher so war.

Ist Lumpi eigentlich wirklich ein ausgestopfter Dackel?

Ja, der Hund bei „Wissen macht Ah!“ ist ein ausgestopfter Dackel. Ich habe ihn nie gekannt. Aber Leute waren sehr irritiert, dass wir ein totes Tier in der Sendung hatten, und das fand ich immer sehr lustig. Deswegen habe ich ihn auch immer öfter eingesetzt und ihm so

eine Art „Backstory“ gegeben.

In einer Sendung war es auch mal so, dass ich mir anfangs einmal so sehr den Kopf stoße, dass ich praktisch in den Himmel kam und dort den lebendigen Lumpi traf. Wir hatten dafür einen Dackel ausgeliehen, der dann im himmlisch dekorierten Studio rumlief. Das war lustig.

Und Lumpi lebt jetzt in Ihrem Buch weiter.

Ja, jetzt lebt er weiter.

Sozusagen „Lumpi Origins“, denn der Lumpi im Studio baut auf dem Lumpi im Buch auf.

Achso, dann wurde also seine Biographie verfasst.

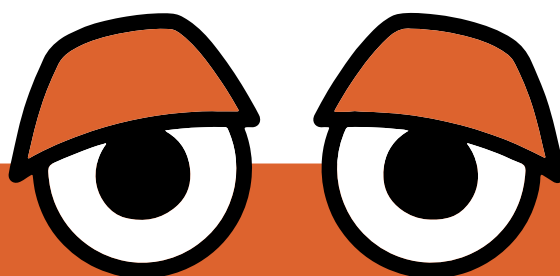
Genau und ich habe auch schon das zweite Buch fertig, das wird auch sehr lustig.

Dann komme ich jetzt direkt zum nächsten Thema. Kinder sind neugierig und stellen Fragen zu Dingen, die im Laufe des Lebens einfach Normalität werden. Denken Sie, dass sie anders durch die Welt gehen, weil Sie in Ihrem Job mit dem hinterfragenden Denken der Kinder ständig konfrontiert sind?

Das Tolle ist ja, wenn man sich die ganze Zeit mit so Fragen beschäftigt, dann wird es ein Automatismus. Das Gehirn wird ja so, wie man es benutzt. Wenn man sich die ganze Zeit mit Mathe beschäftigt, sieht man die ganze Zeit mathematische Formen, wo andere nur Rechtecke sehen. Und wenn man sich die ganze Zeit mit Fragen beschäftigt und überlegt: „Was steckt eigentlich dahinter?“, dann wird es *Second Nature*, also es steckt so in mir drin. Das würde jedem so gehen. Wenn man sich so intensiv und vor allem mit so viel Spaß damit beschäftigt, sieht man ganz automatisch überall was.

Und was meinen Sie: Was können Erwachsene von Kindern lernen?

Wahrscheinlich total viel. Ich glaube, dass Kinder erst mal sehr furchtlos sind, wenn es darum geht, Sachen zu fragen. Erwachsene haben oft die Befürchtung, als dumm gehalten zu werden, wenn sie etwas fragen, weil



das ja dann bedeutet, dass sie es nicht verstehen. Und das wollen Sie natürlich nicht. Wenn Kinder in die Grundschule kommen, stellen sie unglaublich viele Fragen und saugen alles auf wie ein Schwamm und irgendwann lernt man, dass es negative Konsequenzen hat, wenn man etwas nicht weiß. Sprich: Schlechte Noten. Und dann fangen sie an, keine Fragen mehr zu stellen, und das ist doch eigentlich total fatal, weil das doch der beste Weg ist, sich weiterzuentwickeln. Wenn man sich nicht traut, sich zu irren und nicht zu fragen, dann bleibt man stehen. Das können wir Erwachsenen also lernen: Mehr fragen trauen.

Und die Unvoreingenommenheit von Kindern könnten wir uns auch abschauen. Erwachsene haben total viele Vorurteile und kategorisieren alles, bevor sie es überhaupt verstanden haben. Und diese persönlichen Voreinstellungen können einem das Leben super schwer machen. Außerdem fängt man als Erwachsene total schnell an, alles zu interpretieren. „Oh, wie meinte sie das nur? War das böse gemeint?“, solche Sachen. Bei jüngeren Kindern ist das nicht so. Es wäre leichter, wenn man weniger unvoreingenommen und interpretierend durch die Welt geht.

Sind Kinder also weise?

Weise vielleicht nicht direkt, aber sie machen einfach. Sie gehen in Dingen total auf und bekommen nicht mehr mit, was rechts oder links von ihnen passiert. Das ist doch wunderschön.

Sie arbeiten nun schon sehr lange in diesem Bereich. Was ist Ihre persönliche „Good News“, die Sie aus jahrelanger Arbeit mit Kinderformaten mitnehmen?

Was ich immer ganz toll fand, ist, dass wir mit der „Sendung mit der Maus“ immer ganz viel gereist sind und ganz viele Familien in anderen Ländern besucht haben. Und oft, wenn man an ein bestimmtes Land denkt, hat man direkt Vorstellungen und denkt sich: „Oh, da ist es ganz übel“ oder so was. Und ich habe gemerkt, dass in allen Ländern alle Familien etwas gemeinsam haben, und das ist, dass sie wollen, dass es ihren Kindern gut geht. Es ist etwas Universelles und

das hat mir gezeigt: „Da ist doch noch nicht alles verloren.“

Die Welt ist voller unfassbar toller Menschen und oft sind das nicht die Lautesten, dann muss man eben auch mal genauer hinsehen und vor allem zuhören.

Und zu guter Letzt: „Wissen macht Ah!“ oder „Die Sendung mit der Maus“?

Puh ... „Wissen macht Ah“. Alles, was dort im Studio passiert ist, war von mir. „Wissen macht Ah!“ ist 100% Ich.

Und wie ist die Maus eigentlich persönlich?

Sehr still natürlich, sie spricht ja nicht.

Aber die Maus ist sehr sympathisch finde ich.

Nachdem die Aufzeichnung für das Interview beendet wurde, betonte ich noch mal, wie sehr ich Herrn Caspers Stimme mit meiner Kindheit verknüpfe und dass ich mich früher immer riesig auf „Wissen macht Ah!“ am Abend gefreut habe. Daraufhin erzählte er mir:

„Früher war das Armin von der „Sendung mit der Maus“ für mich. Wenn wir mit der Sendung auf Reisen waren, kamen oft Leute auf ihn zu und meinten, dass er Ihre Kindheit sei. Ich stand oft daneben und grinste, weil ich es herzerwärmend fand. Mittlerweile kommen erwachsene Menschen auf mich zu und sagen das Gleiche zu mir. Das ist wirklich schön.“ ☺



Eine Billion Bäume

Klimaschutz hat kein Mindestalter

Die Stiftung *Plant-for-the-Planet* hat es sich zum Ziel gemacht, eine Billion Bäume zu pflanzen. Wieso das so wichtig ist, kommunizieren etwa 96.000 Botschafter:innen für Klimagerechtigkeit auf der ganzen Welt. Das Besondere: Die Jüngsten von ihnen sind gerade mal neun Jahre alt.

Nina Kegel





Wieso Waldökosysteme für die Klimakrise entscheidend sind, verstehen bereits Kinder. Bäume binden klimaschädliches CO₂ aus der Atmosphäre und speichern dieses in ihren Blättern, Stämmen und Wurzeln. Das Problem: Durch (illegale) Abholzung, Dürren und Waldbrände verlieren wir jedes Jahr 10 Milliarden Bäume – und damit einen Teil eines relevanten Instruments im Kampf gegen die Klimakrise.

Um diese Entwicklung aufzuhalten, hat sich die internationale Initiative *Plant-for-the-Planet* ein ambitioniertes Ziel gesetzt: eine Billion Bäume pflanzen. Eine eins mit zwölf Nullen. Oder auch: 1.000 Milliarden. Ausgewachsen könnte eine Billion Bäume zwischen 488 und 1.012 Milliarden Tonnen CO₂ binden und damit etwa ein Viertel bis ein Drittel aller bisherigen menschlichen CO₂-Emissionen (2,2 Billionen Tonnen).

Doch Bäume können noch mehr: Waldrenaturierung trägt dazu bei, Biodiversität zu erhalten, die lokale Wasserqualität zu verbessern, Erosion zu verringern und in Ländern des Globalen Südens neue Wirtschaftszweige zu schaffen, die speziell auf der Wiederherstellung basieren. Klar ist also: Wir brauchen Bäume.

Doch wer sorgt nun dafür, dass diese Billion Bäume gepflanzt werden? Kinder! Seit der Gründung haben sich bei sogenannten *Plant-for-the-Planet*-Akademien bereits 95.898 Kinder und Jugendliche in 75 Ländern gegenseitig zu Botschafter:innen für Klimagerechtigkeit ausgebildet. Denn *Plant-for-the-Planet* ist sich sicher, dass es vor allem auch junge Menschen braucht, um eine globale nachhaltige Entwicklung zu bewirken. Gleichzeitig ist es die Generation, die die Auswirkungen des Handelns vergangener Generationen am meisten zu spüren bekommen wird.

Aber nicht nur: Mittlerweile arbeitet die Initiative weltweit mit Wissenschaftler:innen und Expert:innen an mehr als 225 Projekten an der Renaturierung von Wäldern, darunter in Ghana, Spanien und auf der mexikanischen Halbinsel Yucatán, dem größten Projekt. Seit 2015 wurden dort mehr als 10,2 Millionen Bäume in Form von 41 einheimischen Arten gepflanzt. Einen offenen, täglich aktualisierten Einblick in die Pflanzaktionen liefert das Tool *TreeMapper*. Zudem werden in Überwachungspartellen die Überlebens- und

Wachstumsraten repräsentativer Stichproben mit Bäumen auf zufällig ausgewählten Standorten beobachtet. Die Überlebensrate unterscheidet sich nach Region, Art und Bodentyp und ist ein entscheidender Faktor für die weitere Artenauswahl. Die vorläufigen Gesamtüberlebensraten nach sechs Monaten liegen bei 28 bis 64 Prozent.

Doch zurück zu den eigentlichen Akteur:innen, den Kindern und Jugendlichen. Was bedeutet es überhaupt, Botschafterin für Klimagerechtigkeit zu sein? Darüber habe ich mit Charlotte und Caterina von *Plant-for-the-Planet* gesprochen.

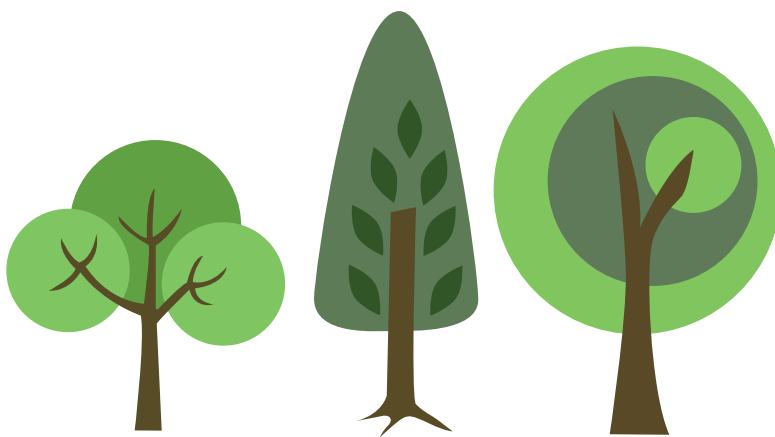


Wer hat den ersten Baum gepflanzt?

Gegründet wurde *Plant-for-the-Planet* 2007 von dem damals neunjährigen Felix Finkbeiner. Aufgerüttelt durch ein Referat pflanzte der Schüler in Zusammenarbeit mit seiner Schule die ersten Bäume im Rahmen der Initiative und wurde in den Folgejahren zu einem der bekanntesten Naturschützer Deutschlands. 2018 erhielt er für sein Engagement die Verdienstmedaille des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland. Heute befasst er sich im Rahmen seiner Doktorarbeit mit Renaturierung und betreut das Renaturierungsprojekt auf Yucatán.

Renaturierungsprogramm in der Kritik

2020 warf der Stern der Stiftung Intransparenz sowie fehlendes Monitoring vor. Als Reaktion darauf beauftragte die Stiftung die Wirtschaftsprüfungsgesellschaft PKF mit der Prüfung der Renaturierungsprojekte in Mexiko, welche alle Angaben zu den gepflanzten Bäumen bestätigte und damit die Kritik zurückwies. Zu den weiteren Maßnahmen zählt unter anderem ein Expert:innenrat, bestehend aus unabhängigen Wissenschaftler:innen der TU München, der University of Hawaii und des Centro de Investigación Científica de Yucatán, sowie ein gewachsenes Ökolog:innen- und Monitoring-Team. Das vierköpfige Monitoring-Team registriert unter anderem täglich alle Standorte der gepflanzten Bäume.



Zehn Jahre Bäume pflanzen

Elf Jahre ist es her, dass Caterina, heute 22, auf ihrer ersten *Plant-for-the-Planet*-Akademie war. Auf dem Land aufgewachsen, beschäftigte sie sich schon früh damit, was sie selbst tun kann, um die Natur zu schützen. Sich einen Samstag lang mit Gleichaltrigen darüber auszutauschen, klang für die damals Elfjährige, die sich selbst als besonders neugierig beschreibt, „nach einer interessanten Veranstaltung“. Und tatsächlich: „Das hat super viel Spaß gemacht und ich fand es super interessant, wie dieses Lernkonzept funktioniert“, erinnert sich die Studentin heute. Statt Frontalunterricht seien die Kinder vor allem dazu ermutigt worden, spielerisch eigene Lösungswege für globale Ungerechtigkeiten zu finden.

Seitdem hat sich viel getan: Caterina fing schon bald selbst an, als Botschafterkind bei anderen Akademien Vorträge zu halten und den teilnehmenden Kindern die Klimakrise und deren Folgen, den Treibhauseffekt und die Bedeutung des Bäumeppflanzens zu erklären. Passenderweise sitzen wir selbst unter Bäumen – zwar nicht im Wald, aber immerhin in einem Park –, als sie mir begeistert von den Inhalten der Akademien erzählt. Heute agiert sie dort vor allem als Moderatorin, außerdem hält sie Vorträge und Workshops in

Unternehmen, mittlerweile im ganzen DACH-Bereich. „Ich kann mir nicht vorstellen, das nicht mehr zu machen, weil es halt einfach so lange schon ein Teil von mir ist. Natürlich haben sich meine Aufgaben entwickelt und verändert, aber es gehört dazu, sich damit zu beschäftigen.“

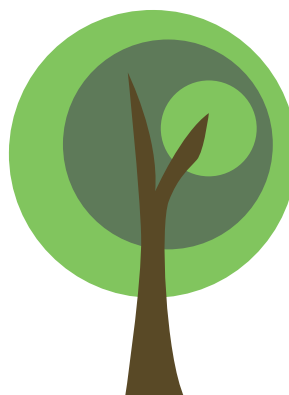
Auch für Charlotte ist ihr *Plant-for-the-Planet*-Engagement fester Bestandteil ihres Alltags. Gleichzeitig ist die Geschichte der 17-Jährigen eindrucksvoller Beleg für die Relevanz von Kindernachrichten (mehr dazu auf S. 52/ *GEOLINO*-Interview), denn es war das Format *logo*, das sie dazu brachte, 2019 selbst an ihrer ersten Akademie in Hamburg teilzunehmen. Vor zwei Jahren organisierte sie dann in Lüneburg ihre erste eigene Akademie, schon bald soll eine zweite folgen.

Wenn Kinder über sich hinauswachsen

Besonders von einem Programmpunkt der Akademien erzählen die Botschafterinnen für Klimagerechtigkeit mit Stolz: dem etwa 40-minütigen Schlussvortrag, bei dem ein paar der teilnehmenden Kinder das Gelernte für alle in eigenen Worten wiedergeben. Dass die Kinder selbst Gleichaltrigen die Thematik erklären und nicht Erwachsene die Vorträge halten, sei ein wichtiger Aspekt der Akademien. Gleichzeitig ist der Schlussvortrag für Caterina jedes Mal aufs Neue ein eindrucksvolles Ergebnis der Entwicklung, die die Kinder am Tag durchliefen:

„Am Anfang sind die Kinder sehr zurückhaltend. Sie können teilweise nicht mal flüssig sagen, wie sie heißen – weil sie dich nicht kennen, nicht so viele von den Kindern kennen, weil sie generell nicht wissen, was hier gerade abgeht, und alles ein bisschen neu ist. Über den Tag entwickeln sie sich immer in eine wilde Horde und am Ende stehen da sogar Sieben- oder Achtjährige vor 80 Leuten, vor ihren Eltern, und halten den Vortrag, als hätten sie nie etwas anderes gemacht. Die Kinder machen das richtig galant und du siehst, wie viel Spaß sie dabei haben. Das ist tatsächlich das, was mich daran begeistert.“

Auch die Eltern seien jedes Mal beeindruckt über das neu gewonnene Selbstbewusstsein der Kinder – auch wenn die ihnen in den Vorträgen gerne mal direkt sagen „ihr seid schuld“.





Wirksames Mittel gegen die Klimaangst

Geht es um die intensive Beschäftigung mit klimabezogenen Inhalten, fällt immer wieder ein Wort. Solastalgie. Klimaangst. Denn die Szenarien, die mit den Folgen der Klimakrise einhergehen, sind so dystopisch, dass eine Beschäftigung damit schnell zulasten der mentalen Gesundheit gehen kann. Konkreter beschreibt das Phänomen den Schmerz über den Verlust Trost spendender Heimat – zusammengesetzt aus dem lateinischen *solacium* („Trost“) und dem altgriechischen *algos* („Schmerz“).

„Ein Wort, das es gar nicht geben sollte“, beschreibt es *National Geographic*. Und doch geben in einer Umfrage des Meinungsforschungsinstituts *Yougov* im August 2023 61 Prozent der Erwachsenen an, Angst vor Extremwetterereignissen wie Fluten, Tornados, Waldbränden oder extremer Hitze in Deutschland zu haben, also Geschehnissen, die unbestreitbar mit der Klimakrise in Verbindung stehen. Bei der jüngeren Generation sind diese Zahlen noch eindeutiger: In einer 2022 von der *Bertelsmann Stiftung* publizierten Umfrage gaben 80 Prozent der Befragten zwischen

zwölf und 18 Jahren an, wegen der Klimakrise etwas (38 Prozent) oder sehr (42 Prozent) besorgt zu sein.

Wie also schaffen es die Botschafterinnen, diese Klimaangst in ihren Vorträgen nicht als eine Art blinder Passagier mit den Informationen mitzutransportieren? „Ich möchte Kindern, wenn ich diese Akademien moderiere, keine Angst machen, weil uns das nicht weiterbringt. Angst ist ja eher ein lähmendes Gefühl, wenn man nicht weiß, wie man mit der Situation umgehen soll. Stattdessen möchte ich ihnen zeigen, dass es ein Problem gibt, aber auch Lösungsansätze“, ist sich Caterina sicher.

„Natürlich können wir nicht alles, was in den letzten Jahren passiert ist, rückgängig machen. Aber wir können Schlimmeres verhindern und damit auch ganz klar Menschenleben retten.“ Vor allem gehe es darum, das Potenzial einer gesamtgesellschaftlichen, systemischen Änderung zu vermitteln – einer Änderung, an der auch Kinder mitwirken können. „Man muss den Kindern mitgeben, dass ihre Stimme zählt, auch wenn es ein zehnjähriges Kind ist“, betont sie.



„Ist ja schön, was du da machst“

Es gibt eine Frage, die vermutlich junge Aktivist:innen auf der ganzen Welt beschäftigt: *Wie schaffen wir es, ernst genommen zu werden?* Auch Caterina erzählt von dem Gegenwind, den sie seit jeher für ihre Bildungsarbeit bekommt. Insbesondere in ihrer Anfangszeit hätten Aussagen wie 'Ach du bist ja ein nettes Kind. Schön, dass du dich auf die Bühne traust' zum Standard gehört. Um den Inhalt ihres Vortrags ging es dann eher weniger. Mit den Jahren hätten sich die Art der Negativreaktionen geändert – trotz aller positiven Rückmeldungen, wie sie betont. Und jede Reaktion, gerade auch die negativen, zeigen ja auch, dass es der Person nicht egal ist, dass die Worte nicht spurlos vorbeigehen, sondern etwas ausgelöst haben, und damit ist schon mal ein Anfang geschaffen. Hält die Studentin nun Vorträge in Unternehmen, bekommt sie vor allem von Teilnehmern die Rückmeldung, wie unnötig das sei. Wie dramatisch sie selbst. Dabei ist dramatisch doch dabei vielmehr das, was auf uns zukommt, wenn Kinder und Jugendliche eben nicht handeln.

Umso wichtiger ist deshalb die (internationale) Zusammenarbeit der Botschafter:innen, um sich

gegenseitig zu bestärken. Die deutliche Aussage der Botschafter:innen: Klimaschutz geht nur gemeinsam. Aus diesem Grund treffen sich alle Botschafter:innen einmal jährlich für knapp eine Woche bei dem sogenannten *Youth Summit*. Neben wissenschaftlichem Input geht es darum, den jungen Aktivist:innen die Bedeutung einer globalen Gemeinschaft zu vermitteln. „Ich habe auch gelernt, dass Zusammenhalt und diese Freundschaften sehr, sehr wichtig sind.“ Auch wenn sie viele der anderen Freiwilligen nur ein- oder zweimal im Jahr sehe, fühle es sich an wie Familie, erzählt sie lächelnd.



Caterina beim Deutschen Handelskongress 2019





Eine Billion Bäume

Aber wie sieht es jetzt eigentlich aus mit der Billion – zur Wiederholung: eins null null null null null null null null null null null – Bäume? Aktuell verzeichnet die Stiftung 24,2 Millionen gepflanzte Bäume über die *Plant-for-the-Planet A.C. Mexiko* sowie Partnerprojekte. Zudem wurden über die entsprechende Plattform seit 2019 weltweit 70,34 Millionen Bäume an Renaturierungsprojekte gespendet (bis 31.12.2022). Für Charlotte Grund für Optimismus: „Ich glaube, wir würden es schon schaffen, das Ziel von 1.000 Milliarden Bäumen bis 2030 zu erreichen oder sogar noch mehr.“ Um effektiv gegen die Klimakrise anzugehen, seien allerdings nicht nur Bäume, sondern vor allem globale politische Handlungen erforderlich. „Und zwar nicht nur auf dem Papier, sondern auch echt“, betont

Caterina.

Gleichzeitig bedeutet das nach Meinung der beiden nicht, dass die Verantwortung komplett von den Einzelnen abgewendet wird. Gerade deswegen wollen sie andere große und kleine Menschen dazu motivieren, eigene Projekte zu starten. Und auch für den Alltag hat Charlotte gegen Ende noch ein paar Tipps parat: benutzte Gläser zur Aufbewahrung wiederzuverwenden und unverpackt einzukaufen beispielsweise. „Und die Erwachsenen dazu anregen, da mitzumachen.“ Zuletzt, meint die Auszubildende, zähle beim Klimaschutz vor allem eins: Dranbleiben. ☺





*Angst durch Vertrauen
und Vorfreude ersetzen*

Foto: Susanne Troll

Lasst uns positive Geburtsgeschichten erzählen

Unsere Mitgründerin Lucia erzählt von ihren Erfahrungen vor, während und nach der Geburt und von ihrer Hoffnung, dass wir durch positive Geburtsgeschichten alte Narrative von Angst und Schmerz aufbrechen.

Luise Vogt



Letztes Jahr auf unserer Good News-Freizeit war die Freude groß: Unsere Mitgründerin Lucia hatte eine wunderschöne Nachricht für uns: Lucia war schwanger! Ihre kleine Tochter kam Anfang dieses Jahres in Kenia zur Welt. Als feststand, dass wir ein Heft über Kinder machen wollten, konnten wir natürlich die Gelegenheit nicht verstreichen lassen und haben Lucia gefragt: Wie waren Schwangerschaft und Geburt für dich? Im Interview erzählt Lucia vom Gefühlschaos der ersten Monate, vom zunehmenden Mitbestimmungsrecht der Mütter während der Geburt und der Wichtigkeit des Vertrauens.

Vom Schock zur Bewunderung

„Als ich den Test gemacht habe, war ich erst einmal total schockiert“, meint Lucia lachend. Denn für sie und ihren Mann war zwar klar, dass sie Kinder haben wollten, „ich hatte aber irgendwie nie das Gefühl, dafür bereit zu sein“. Dementsprechend war die Reaktion, als einige Tests später wirklich feststand, dass es nun so weit war, erst einmal „Gefühlschaos“.

Und viele Fragen: Ist das jetzt der richtige Zeitpunkt für uns als Familie? Passt das gerade mit meinem Job? Wie sollen wir das finanzieren? Ist das jetzt eine gute Nachricht?

Für ihren Mann war die Antwort gerade auf die letzte Frage einfach: „Er hat sich wahnsinnig gefreut“.

berichtet Lucia lächelnd. Sie selbst entwickelte nach und nach, „Vertrauen in das Leben, auch in mich und darin, dass es vom Verstand her gar nicht der ‘richtige Zeitpunkt’ sein muss“. Mit dem Vertrauen kam auch die Vorfriede:

„Desto mehr das eingesickert ist, stellte sich dann ganz viel Bewunderung ein, und auch Dankbarkeit, dass es für mich überhaupt möglich ist, schwanger zu werden und dann auch ganz viel Freude.“

So war es auch in Ordnung, die Antworten auf viele Fragen noch nicht zu kennen, zum Beispiel, ob das Kind in Kenia oder in Deutschland zur Welt kommen soll. Bestimmte Sachen offenzulassen sei auch eine schöne Entscheidung gewesen, beispielsweise was das Geschlecht oder den Namen des Kindes anging. „Das ist auch stark von der Kultur meines Mannes geprägt“, erklärt Lucia. „Da ist die Philosophie: Das Kind bringt alles mit. Es bringt mit, wer es ist und auch, welchen Namen es trägt“.

In den Körper vertrauen

Dennoch gab es natürlich einiges an Vorbereitung, wie die Untersuchungen bei der Frauenärztin. Auch das Wissen aus den klassischen Geburtsvorbereitungskursen sei interessant, meint Lucia. Es sei aber viel für den Verstand: „was passiert wann, wie viele Minuten, in wie vielen Abständen, und so weiter“.

Körperliche und emotionale Sicherheit gab ihr ein Hypnobirthing-Kurs, den sie online belegte. Dabei geht es, anders als der Name suggeriert, nicht um Hypnose, oder zumindest nicht um das, was wir uns unter Hypnose meist vorstellen. Vielmehr stehen beim Hypnobirthing Strategien im Zentrum, die der Gebärenden die Angst nehmen und die Geburt weniger schmerzhaft machen soll. Dazu zählen vor allem Atem- und Entspannungstechniken.

Wie Lucia sagt: „Geburt hat eigentlich am meisten mit Entspannung zu tun. Alles andere macht der Körper von allein“.

Liebeshormone statt Adrenalin

Denn alles, was wir brauchen, so Lucia, ist eigentlich: Liebe. Genauer gesagt das sogenannte „Liebeshormon“ Oxytocin, das der Körper beim Geburtsprozess ausschüttet, um die Kontraktionen auszulösen. Zu viel Adrenalin hingegen ist äußerst kontraproduktiv. Denn das Stresshormon wirkt wehenhemmend und erschwert und verlängert den Geburtsprozess.

Genau darum ist es so wichtig, dass Frauen während der Geburt ein Mitbestimmungsrecht haben. Dass sie

sich fragen können: „was tut mir gerade gut?“ und das einfordern können – sei es eine Massage, warmes Wasser, oder einfach mal allein gelassen zu werden.

Das Wissen, eben nicht hilflos zu sein, sondern Einfluss auf den Geburtsprozess nehmen zu können, ist entscheidend, um Müttern vor und während der Geburt die Angst zu nehmen, erklärt Lucia: „Das war wie ein Empowerment. Weil ich dadurch nicht das Gefühl hatte, ich kann nichts dazutun, dass es eine sanfte, natürliche Geburt wird. Sondern ich konnte eine ganze Menge dafür tun, dadurch, dass ich meine Rechte kenne, weiß, was ich mir wünsche, was mir guttut, was ja ganz intime und persönliche Fragen sind.“

„Du hast die Wahl, und das ist super wichtig zu wissen“

Zum Glück ist eine solche Mitbestimmung immer mehr möglich. „Man kann immer seinen Geburtsplan vorher besprechen und das würde ich auch jeder Frau empfehlen“. Natürlich können sich während der Geburt Änderungen zum Plan ergeben, schließlich ist klar: Das Leben von Mutter und Kind muss oberste Priorität haben.

Letztendlich ist aber auch „in vielen Krankenhäusern immer mehr die Einsicht da, dass die Mutter selbstbestimmt und entspannt sein sollte bei der Geburt“, so Lucia. Denn Geburtstraumata dürfen nicht außer Acht gelassen werden. Hierfür ist es entscheidend, dass die Mutter entscheiden darf, wie und wo sie angefasst werden möchte oder welche Position sich für sie gut anfühlt.

Auch „nein“ sagen zu können gehört dazu, beispielsweise zu Schmerzmitteln oder zu bestimmten Untersuchungen, wenn diese gerade nicht medizinisch notwendig sind. „Ich habe auch sehr oft nein gesagt“, erinnert sich Lucia „und dass ich in der Lage war, nein zu sagen, zeigt eben auch, dass ich eine starke Person in dem Moment sein konnte. Du hast oft die Wahl und das ist super wichtig zu wissen“.

Mehr noch als im Krankenhaus gibt es im eigenen Zuhause oder in Geburtshäusern die Möglichkeit, die eigenen Wünsche einzubringen. Geburtshäuser werden zunehmend nachgefragt, ebenso wie die wachsende Nachfrage nach Doulas (Schwangerschafts- und Geburtsbegleiter:innen) zeigt dies, dass in der Gesellschaft der Wunsch nach einer anderen Geburtserfahrung steigt. Einer Erfahrung nämlich, „wo wir die Geburt nicht nur rein medizinisch betrachten, sondern als wunderschönes, empowerndes Erlebnis“.

Hin zu positiven Geburtsgeschichten

Erleben wir also gerade einen Wandel? Laut Lucia hat sich schon einiges getan, auch im medizinischen Kontext. Sie wünscht sich nun „gesellschaftlich noch mehr Empowerment“, damit klassische Narrative aufgebrochen werden, die „die Geburt oft als etwas super Kritisches darstellen, als etwas, was super schmerzhaft sein muss und dieses Bild erzeugen, dass ich da schreiend auf dem Rücken liege und mehr oder weniger ausgeliefert bin.“

Solche Bilder werden in Medien und in Diskursen immer wieder reproduziert, hin zu regelrechten „Horrorgeschichten“, meint Lucia. Immer geht es vor allem um Schmerz. Und es stimmt, es gibt Frauen, die leider eine schwierige Geburtserfahrung haben. Ihre Erfahrungen dürfen in keinem Fall kleingeredet werden. Aber es gibt eben auch Geburten, die ganz anders laufen.

„Eine Freundin von mir war im Geburtshaus“, erzählt Lucia. „Sie wurde dort ganz liebevoll begleitet und hat sich total stark gefühlt die ganze Zeit. Es waren Kerzen im Raum, es war Wasser da, sie hat gebadet, hat ihren Sohn zur Welt gebracht, dann haben sie Pizza gegessen und nach kurzer Zeit waren sie wieder zu Hause.“ Lucia wünscht sich, dass wir solche positiven Geburtsgeschichten bald nicht mehr suchen müssen. Als fester Teil des Narrativs können sie helfen, die Angst vor der Geburt zu nehmen – und vielleicht sogar in Vorfreude zu verwandeln. So zumindest war es bei ihr: „Viele meiner Freundinnen hatten eine total schöne Geburtsreise, sodass ich, als ich mich vorbereitet habe, eher gespannt war und eine richtige Vorfreude entwickelt habe“, erzählt sie.

Und nach der Geburt?

Nach der Entbindung standen für Lucia erst einmal 40 Tage Ruhe an. Diese Philosophie der „heiligen 40 Tage“ knüpft an das deutsche Verständnis vom Wochenbett an. Es ist eine Zeit, erklärt mir Lucia, in der sich der Körper regenerieren kann, das Kind ankommen kann, Mutter und Kind zueinander finden: „Man sagt auch: ‘40 Tage, dann 40 Jahre’“, sagt sie und lächelt ihre kleine Tochter an.

Diese 40 Tage könnten durchaus herausfordernd sein, auch, weil das Ruhen gegen das gesellschaftliche Ideal der Produktivität geht. Nach der Geburt sei unproduktiv sein, jedoch das produktivste, was wir tun können, so Lucia: „Du bist durch so ein kleines Kind ja schon genug gefordert. Alles, was du brauchst, ist dann erst einmal Ruhe und sonst gar nichts.“

In anderen Kulturen ist dieses Bewusstsein deutlich weiter verbreitet. So gibt es beispielsweise in vielen

asiatischen Ländern speziell für die Zeit des Wochenbetts Angestellte, die Mutter und Kind umsorgen; auch die Betreuung durch Hebammen ist intensiver und es geht mehr um die Gesundheit und das Wohlbefinden der Mutter. Und das Liegen und Umsorgtwerden für 30 bis 40 Tage nach der Geburt ist gang und gäbe.

Natürlich muss eine solche Phase der Ruhe auch finanziell möglich sein. Wenn der oder die Partner:in bereits früh nach der Geburt wieder zur Arbeit muss, ist ein soziales Netzwerk umso wichtiger: „Ich wünsche mir, dass wir da gesellschaftlich wieder mehr Bewusstsein schaffen, wie wir uns unterstützen können“, meint Lucia. Auch wenn es für lange Besuche und Unterhaltungen noch zu früh sei, könnte man als Freund:in zum Beispiel einer frisch gebackenen Mama etwas Tolles kochen, für sie putzen oder den Abwasch machen.

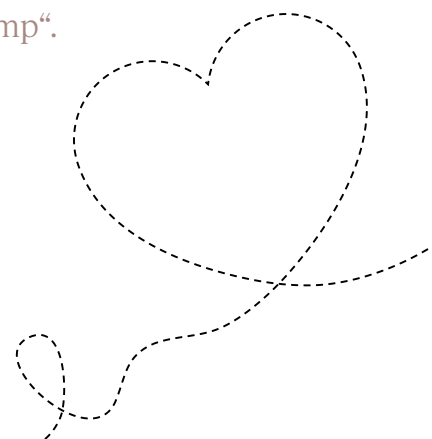
Anerkennung für den wichtigsten Job der Welt

Was zudem von Seiten der Politik noch getan werden kann, um junge Mütter und Familien finanziell zu entlasten, ist, das Elterngeld einkommensunabhängig zu machen – also eine Art Grundeinkommen für Mütter zu schaffen. Dadurch könnte sich auch ändern, „wie das Muttersein gewertet und anerkannt wird“, meint Lucia. Denn die Mutterschaft ist viel mehr als eine berufliche Auszeit, betont sie: „Du machst gerade den wichtigsten Job der Welt!“

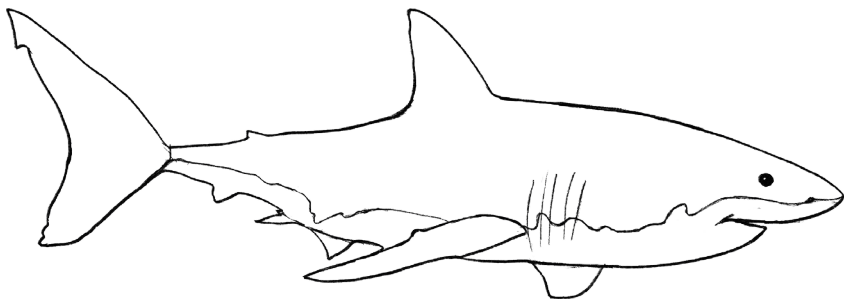
Ein anstrengender Job noch dazu. Es ist also völlig okay, wenn mal der Haushalt nicht gemacht ist, die Haare nicht gemacht sind und Mütter nicht immer gut drauf sind. Es gibt immer auch Schattenseiten, das ist normal. Darum gilt nach der Geburt ebenso wie davor: am wichtigsten ist Vertrauen in sich selbst und die Zukunft. Das Beste, was wir tun können, ist darum, uns zu fragen: Was kann mir Vertrauen geben? Oft hilft es, die eigenen Ängste und Sorgen mit anderen zu teilen. Und positive Geschichten zu hören aus der Zeit vor, während und nach der Geburt.

Wie Lucias Geschichte, die uns zeigt: Wir müssen vom Verstand her nicht bereit sein. Wir müssen nicht perfekt vorbereitet sein, ja, wir dürfen sogar schockiert sein. Solange wir darin vertrauen, dass es schon wird. Oder, wie Lucia sagt:

“Trust the water and jump“.



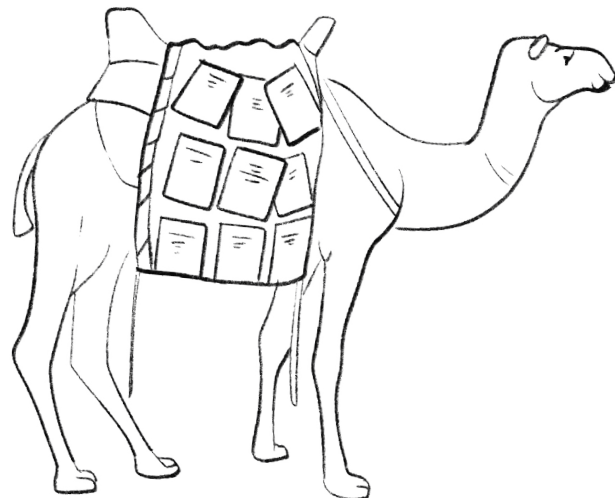
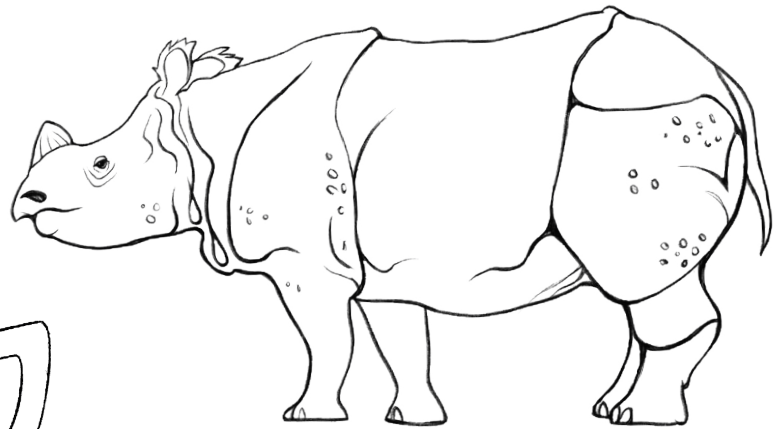


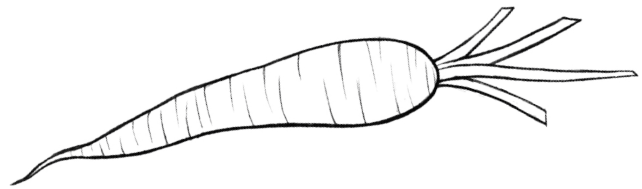


Rätselspaß

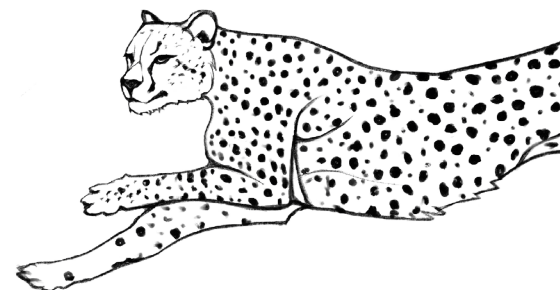
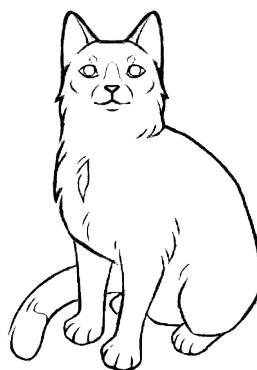
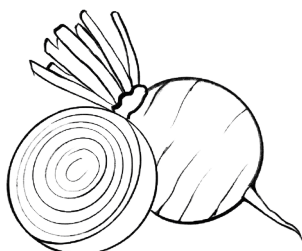
Ausmalbilder und Suchbild

Unser großartiges Layoutteam malt nun mittlerweile schon in vierten Printmagazin die wunderschönen Illustrationen für unser Heft. Daher wird es Zeit, für alle großen und kleinen Kinder daraus eine Seite zum Bewundern und Ausmalen zu machen. Also, Stifte gezückt und losgemalt!





Kinder müssen nicht immer zwei Beine haben, für viele sind auch ihre Vierbeiner wie Kinder. Findest Du die fünf Fehler im zweiten Bild?



542
Bäume gepflanzt

2.938 kg
Plastik aus Flüssen gefischt

über 1047
zufriedene Mitglieder

Das Good News Magazin im Abo



www.goodnews-magazin.de/abo

	Print	Digital	Premium	Karma (Fördermitgliedschaft)
4 Mal GNM-Printmagazin pro Jahr mit besonderen Formaten, die es nur gedruckt gibt <small>Klimaneutral auf 100 % Recyclingpapier mit Bio-Farben und Ökostrom gedruckt</small>	✓		✓	✓
Zugang zu den digitalen, exklusiven Artikeln aus dem Printmagazin + Audio der vorgelesenen Artikel		✓	✓	✓
Zugang zu digitalen, exklusiven GNM+ Artikeln		✓	✓	✓
Keine Werbebanner auf der Website		✓	✓	✓
Mitglieder Newsletter		✓	✓	✓
Digitale Gastzugänge zu GNM+ Artikeln (zusätzlich zu deinem Zugang)			1	2
Du finanzierst ein Digital-Abo für eine Person, die sich derzeit kein Abo leisten kann und unterstützt unsere Arbeit besonders großzügig				✓
Plastik aus Flüssen holen in kg pro Jahr	1	1	3	5
Preis pro Jahr	33,00 € DE 43,20 € Int.	52,80 €	79,20 € DE 90,00 € Int.	144,00 €

**Unterstütze die Vision, ermögliche unabhängigen Journalismus
und werde Teil einer positiven Bewegung!**

Herausgeber und Vi.S.d.P.

David Gaedt
Droysenstraße 3
10629 Berlin
Deutschland

Chefredaktion

Viktoria Franke

Redaktion

Pia Bergmann, Mara Betjemann, Florian Gutnoff, Nina Kegel, Rahel Pfeffinger, Lara Schmalzried, Mona Tarrey, Florian Vitello, Luisa Vogt

Layout

Tanja Pracht, Yannic Giss, Felix Schmidt

Coverillustration

Tanja Pracht, Alicia Mehlich

Illustrationen

Tanja Pracht, Alicia Mehlich, Giulia Grünke, Yannic Giss

Ein besonderer Dank geht an Paul Esser, Katharina Schlegel, Cinderella Glücklich, Martin Gaedt, Julia Verstraelen, Lucia Oiro, Sarah Zimmermann, Tuğçe Yücel und an all unsere tollen Menschen beim Good News Magazin! Danke auch an unsere großartigen Interviewpartner:innen in diesem Magazin. Und an alle Kinder, egal ob groß oder klein, zwei Beine oder vier...

Anzeigenverwaltung

David Gaedt
werbung@goodnews-magazin.de

Kontaktmöglichkeiten

Abo-Service:
abo@goodnews-magazin.de
redaktionelle Anliegen:
redaktion@goodnews-magazin.de

Allgemeine Anliegen

kontakt@goodnews-magazin.de
Website: www.goodnews-magazin.de

Bestellung und Vertrieb für Einzelhandel

Nova MD GmbH, Vachendorf

Fließtextschrift

Arizona Text
von DINAMO®

Druckerei

dieUmweltDruckerei GmbH
Lavesstraße 3
30159 Hannover
Klimaneutral gedruckt mit
Bio-Farben auf 100 %
Recyclingpapier.



www.dieUmweltDruckerei.de

